Einmal muss wieder Friede werden!

Ernst Zahn

O. Ergent

Weihnachten 1916

Im Feld von Elisabeth!

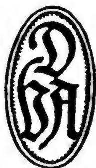
Einmal muß wieder Friede werden!

Ein Verzeichnis
der früher erschienenen
Bücher von Ernst Zahn
befindet sich nach Seite 200
dieses Bandes

Einmal muß wieder Friede werden!

Erzählungen und Verse
von
Ernst Zahn

Elftes bis fünfzehntes Tausend



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart u. Berlin 1916

Von diesem Buche ist eine Liebhaber-Ausgabe von 300 numerierten Exemplaren erschienen. Der Preis eines Exemplares, in Ganzpergament gebunden, mit Goldaufdruck beträgt M 10.—

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Emil und Anni Ganz

gibt dieses Buch

in herzlicher Freundschaft

zu eigen

Der Verfasser

Ein Tag wird uns befreien,
Der Schlachten Stimme schweigt.
Aus Schutt und Wüsteneien
Ein neuer Frühling steigt.

Noch geht's wie Seufzerzittern,
Doch weit schon, länderweit
Flammt es wie nach Gewittern
Von goldner Heiterkeit.

Heilige Hände walten
Und streichen unsichtbar
Über der Stirnen Falten
Und gramgebleichtes Haar.

Von einem einz'gen Liede
Klingt Wolke, Wind und Welt:
Mächtig, inbrunstgeschwellt
Erschallt die Botschaft: Friede!

Inhaltsangabe



Kriegszeit

Erstes Kapitel

Draußen war der furchtbare, Völker und Länder verwüstende Krieg. Drinnen in der Hütte des Michael Brand im Schattdorfer Berg war der bange Friede. Es herrschte Dämmerung, die Wohnstube war schon fast dunkel, aber man sparte das Licht, man sparte überhaupt; denn wer wußte, was noch kam!

Eine dumpfe Schwüle lastete in der Stube, obwohl alle die kleinen Fenster sperrangelweit offen standen und den schweren Duft des Heus hereinließen, das die Brandschen Frauen draußen auf der Hausmatte in der Sonnenglut des gesegneten heißen Tages gewendet hatten. Die Fliegen waren lästig wie die Pest. Die drei Frauen und der halberwachsene Bub, der Augustin, die da beieinander saßen, erwehrten sich ihrer mit oftmaligen ungeduldigen Gebärden.

In dem westlichsten der Fenster brannte noch ein geheimnisvolles Licht, das von einer roten Wolke herstammte. Die flammte ganz am Horizont über den Vierländerseebergen, als wollte sie zeigen, daß draußen in der Nacht Feuer und Blut sei.

Die Urgroßmutter seufzte. Sie saß auf der Ofenbank, alt, uralt. Sie hatte das Tuch vom

schneeweißen Haar genommen, und das rote lag neben ihr auf dem dunklen Holzsitz.

„Jetzt sind sie schon drei Wochen fort," sagte die Brandin, die Franziska. „Und wir haben noch nichts von ihnen gehört."

Der Augustin fiel mit der hellen Stimme zwischen die gedämpften der Weiber. „Sie dürfen nicht schreiben. Es ist streng verboten. Ich habe es in Altdorf wohl gehört. Es soll niemand wissen, wo die Truppen sich aufhalten."

Die Männer standen alle an der Grenze, der Michael Brand, der Vater, und seine beiden Söhne, Johann und Jost, die Brüder des Augustin. Die ganze Armee auch des kleinen Schweizerlandes war einberufen; denn, wo alle Nachbarn in wildem Unfrieden aufeinander stießen, da war es wohl möglich, daß Grenzen nicht mehr geachtet wurden. Es hieß auf der Hut sein und wachen. Stolz waren alle Schweizer Männer ausgezogen, als die Behörden riefen. Auch Vater Brand und seine Söhne hatten nicht gemurrt, obwohl die Landarbeit drängte und sie die Sensen, noch ehe sie sie zum Heuet recht gefaßt, wieder aus der Hand legen mußten. Freilich waren manche mehr zu bedauern als sie, ließen sie doch tüchtiges Weibsvolk zurück.

Da war die Franziska, die Mutter, die rüstige Vierzigerin, eine, die Manneskraft hatte

und einen Mannswillen dazu, und doch ein Gemüt so glatt und hell wie das blonde Haar, das sie von der Stirn so knapp in die aufgesteckten Zöpfe zurückzog. Da war die Agatha, das blonde siebzehnjährige Mädchen mit den wohlgestalteten Zügen und dem stillen, verschlossenen Wesen. Und da war die Urgroßmutter selbst, von der man nicht mehr wußte, wann sie geboren, so alt schien sie schon, und die sich doch nicht wie andere hatte zum Rosteisen werfen lassen, sondern immer noch, ob die Männer da waren oder nicht, eine Hauptperson im Hause blieb, die gefragt wurde, wenn man beriet, und deren Wort in die Wagschale fiel.

Die Ahne erhob sich jetzt und ging auf das Fenster zu, in welchem das rote Licht lag. Sie war wie eine Pappel so hoch und hager, wenn sie so stand, und etwas von dem Grau der Rinde war in ihrem Gesicht, das Haar aber blitzte weiß.

„Da draußen brennt das Höllenfeuer der Menschennarrheit," sagte die alte Frau.

„Ist dort drüben schon der Krieg?" fragte der blonde Augustin.

„Dummer Bub," schalt ihn die Schwester, „der ist viel weiter weg."

„Will's Gott, kommt er nicht näher," sagte die Urgroßmutter mit ihrer dumpfen, heiseren

Altleutestimme. Dann wurde es wieder still. Jeder hing seinen Gedanken nach. Die Urgroßmutter dachte an die Toten.

„Ja, ja," seufzte sie. Es klang aber nicht mühselig oder weinerlich, sondern es bebte eher der Zorn über den Unverstand der Welt in ihrem Seufzer.

„Vielleicht kommt der Krieg auch wieder zu uns," begann sie abermals. „Es wäre nichts Allzuneues."

„Am Gotthard würde sich zuerst mancher den Schädel einrennen," meinte der Augustin mit dem Prahlmut des Knaben und blitzendem Blick.

Die Mutter Franziska beschied ihn: „Da kannst du nichts machen. Viele Hunde sind des Hasen Tod."

Die Urgroßmutter sah in die Stube hinaus. Ihre Augen waren wie große dunkle Räder.

„Es kommt mir etwas in den Sinn," murmelte sie auf einmal. „Es ist spaßig, daß ich ein Leben lang nicht daran gedacht habe. Es geht so, daß einem ganze Zeiten entfallen. Jetzt aber ist es mir auf einmal wieder, als ob sie mir es gestern erzählt hätten."

Die anderen achteten nicht recht auf die Worte. Frau Franziska ging hinaus und kam mit einem Hartkäse und Brot wieder. Daran begann sie mit einem Messer mühsam zu säbeln und zu teilen.

Die Agatha fragte jetzt: „Was ist es, Ähni?"

Die Alte begegnete mit den Augen wie geistesabwesend ihrem Blick und fuhr fort, fast zu sich selber zu sprechen: „So alt wie du mag sie gewesen sein, gerade so alt, denke ich mir, und so muß sie ausgesehen haben der Beschreibung nach, ganz und gerade so wie du."

Der Augustin trat an die Urahne heran. „Erzählt!" drängte er.

Die Agatha wollte auch davon wissen.

Da begann die alte Frau zu erzählen. Sie sprach, wie die Bauern reden, langsam, in zerhackten Sätzen, wie die Erinnerungen ihr kamen. Die Stube wurde dunkel, so daß, so nahe sie sich zueinander gesetzt hatten, kaum mehr eines das andere sah. Aber wenn sie durchs Fenster schauten, gewahrten sie, wie draußen die goldenen Funken der Sterne am Himmel aufsprühten. Sie lauschten, lauschten immer aufmerksamer. Manchmal stockte einem der Atem. Dann wieder fröstelte die Agatha, obwohl es noch immer warm in der Stube war. Selbst die sonst rasche und ruhelose Frau Franziska saß still und vergaß, daß sie im Hause noch Geschäfte hatte.

Viele Stunden lauschten sie.

— — — — — — — — — — — — —

„In diesem Hause war es," erzählte die Urgroßmutter. „In diesem gleichen alten und doch behäbigen Hause, um das uns mancher Kleinbauer schon beneidet hat. Es wohnten auch Brands darin, wie jetzt und wie seit drei Jahrhunderten gewohnt haben. Es war damals wie jetzt. Die Matten trugen Gras, und die Brands schnitten es. Da unten lag Altdorf, wo es jetzt noch liegt. Eines Tages stand auch der Himmel an einem Weltzipfel so in Feuer wie heute. Nicht nur der Himmel brannte aber, sondern die Welt. Es war einer da drüben in Frankreich ans Ruder gekommen, der einen Hunger hatte, der ganzen Erde Herr zu werden, und die Kraft besaß, den nimmersatten Hunger zu stillen, wo es ihn gelüstete. Damals hingen sie hier im Land dem Taufnamen der Kinder ein „Bonaparti" an, manche zum Spott auf den fernen Machthaber, manche aus unbestimmter Furcht vor ihm. Sie alle lernten mit der Zeit, daß sie da keinen bedeutungslosen Namen in den Mund genommen hatten. Ich kann euch nicht die Weltgeschichte erzählen, selbst wenn ich sie wüßte, wie ich sie nicht weiß, aber ich kann euch sagen, daß der Bonaparte, der Kaiser der Franzosen, seine Heere über alle Länder schickte. Keines war ihnen zu fern und keines zu still, zu groß oder zu klein. Selbst hier in unseren

Bergschlupfwinkel kamen sie. Da erinnerten sich die Unsrigen, daß die Vorväter die Vögte und Tyrannen verjagt hatten, und standen auf mit den Schwyzern und Unterwaldnern zusammen. Aber die Franzosen waren so viel Tausende, als sie Hunderte waren, und schlugen sie da und da und dort. Die Unseren mußten bei Flüelen und Seedorf weichen und droben im Reußtal beim Kirchlein von Wassen, wisset, das da hoch auf dem Hügel steht. Der Urgroßvater Brand, ein Johannes mit Name, und seine beiden Söhne, Hans und Kari, waren auch dabei. Sie gingen mit den übrigen zurück bis nach Wassen hinauf, und als sie da verraten wurden, fanden die drei Männer, die von der Jagd jeden Fußsteig im Gebirg kannten, auf Schleichwegen sich heim zu den Weibern und zu Haus und Hof. Sie waren schlau und wußten es abzuleugnen, daß sie wider die Franzosen gestanden, die inzwischen Herren im Lande geworden. Es verriet sie niemand, und sie blieben auf ihrem Heimwesen unbehelligt. Das waren Staatsmannen, der Johannes und seine zwei Buben. Schwarz waren sie. „Wie der Teufel," hieß es im Volksmund. Darum trug der Alte auch den Beinamen der „schwarze Brand". Er hatte einen rußfarbenen langen Bart und ein bleiches Gesicht. Seine Augen waren braun und gütig,

wenn man sie in der Nähe sah, aber dem, der von weitem den Mann betrachtete, erschien der Blick wild und düster. Die Buben versprachen genau wie er zu werden. Es waren zwei hagere, handfeste Kerle, der eine ein wenig länger als der andere gewachsen, bleich von Haut wie der Vater, und das Haar ebenso kohlschwarz, aber der Bart stach ihnen erst in Stoppeln durch die Backen. Von Weibsleuten waren nur eine Tochter und ihre Mutter im Hause. Diese war eine Frau wie ich, auch so eine zweistöckige, bohnenstickellange. Die Tochter aber, mit der war es sonderbar. Die war ein heller Fleck zwischen allen den nachthaften anderen. Sie hatte eine Haut, die nicht braun und nicht weiß war, sondern eine merkwürdige Wachsfarbe hatte und sich wie Samt anfühlte. Sie zählte siebzehn Jahre, und ihr Haar war von einem aschigen Blond und so lang, daß sie schwer daran trug. Sie hatte deine Augen, Agatha, deine, die so pflaumenblau im Gesicht stehen. Und sie hieß Agnes.

Die zurückgekehrten Männer bewirtschafteten das Gut, als ob sie nicht eben noch die Gewehre statt der Sensen und Holzbeile getragen hätten. Scheinbar sorglos lebten die Leute beieinander. Nur die Balken wurden allabends fest vor die Fenster gelegt und die Haustür verriegelt,

die man sonst selbst im Winter nur lässig ins Schloß zog. Die Männer erzählten nicht viel von ihren kurzen und schweren Kriegstagen. Nur manchmal fiel ihnen irgendein Erlebnis ein, und dann konnte es geschehen, daß sie die Zähne hart zusammensetzten, damit ihnen kein böser Fluch entfahre, den ihnen der Haß gegen die Franzosen eingab. Das Fluchen nämlich wollte die Mutter nicht hören; sie sagte, es wäre jetzt große Betenszeit. Aber davon, wie die Franzosen im Lande hausten, verlautete wenig Gutes.

„Wenn sie in unsere Nähe kommen," sagte Johannes Brand zu seiner Tochter, „so wirst du versteckt, wo kein Mensch dich findet."

Der alte Brand liebte die Agnes mit einer wilden, wortkargen Liebe. Er verbot, daß sie sich vom Hause entfernte, und gab nur zu, daß sie manchmal einen Bruder ins unwegsame Gebirg begleitete. Die fremden Eindringlinge sollten das junge Ding nicht sehen.

Selten kamen Leute auf das Gut Sonnigegg. Dann und wann aber zeigte sich ein Alpknecht, der im Flecken Altdorf unten gewesen. Der setzte sich wohl auf die Hausbank und erzählte ein Gesätzlein von den dortigen Geschehnissen. Wahrlich wenig Erfreuliches. Die fremden Soldaten führten ein wildes Leben im Lande. Die Schenken waren stets gefüllt, aber die Wirte schrien oft

umsonst nach Bezahlung der Zeche. Schon einigemal war da und dort Feuer aufgegangen. Die Leute flüsterten sich zu, daß die Welschen aus lauter Übermut oder im Rausch den Brand in die Gebälke würfen. Von einem Offizier besonders, einem Obersten, Achard mit Namen, der zu Altdorf Kommandant war, verlauteten die übelsten Dinge. Er sei dem ganzen Ort ein Schrecken, erzählte einer. Er sei wie ein schöner Teufel und übe eine seltsame Gewalt über die Frauen aus.

Wenn sie solches hörten, dann packten Vater Brand und seine Söhne Sensen oder Beil oder welches Werkzeug sie eben in Händen hielten fester, und in ihren Augen funkelte etwas, was ungefähr zu sagen schien, daß sie dem Kommandanten und seinem Gelichter nicht raten möchten, ihnen ins Gehege zu kommen.

Indessen reihten sich die Tage aneinander und brachten ihre Mühe und ihre kleine Not, manchmal auch den leisen Strahl einer Freude, ohne durch irgendein Ereignis den äußerlich gleichmäßigen Gang ihrer Stunden zu unterbrechen.

Eines Morgens hatten sich die drei Männer nach einer hoch im Berg gelegenen Matte begeben, um daselbst zu „schönen“. Es war heiß, und eine Wolke kroch, sobald der Tag recht

wach war, hinter dem Urirotstock hervor, kam langsam ostwärts gesegelt, hielt eine Weile über Altdorf, als ob es sie freue, ihr silberweißes Flaumkleid in der Sonne blitzen zu lassen, und stand eine Stunde später über dem Sonnigegg-gut. Als ob sie sich hier an einem Nagel verfangen, kam sie nicht mehr von der Stelle und ballte sich mehr und mehr. Die Sonne fuhr fort, sie zu bestrahlen und allerlei wunderbare Lichter in ihr Glanzfadengebilde hineinzugießen. Es war, als bräune sich das merkwürdige Gewölk unter ihrer Glut. Es wurde dunkler und dunkler, und um neun Uhr vormittags lag der Schatten der Wolke so schwer über dem Hause, daß ihm und denen, die darinnen hausten, der Tag erstarb.

Zu dieser Stunde trat Agnes Brand aus der Tür und schritt mit einem Wasserkessel zum Brunnen hinunter, an dem vorüber ein Sträßlein nach Bürglen hinunter leitet. Die Dunkelheit, die über das väterliche Eigen sich ergoß, fiel ihr auf. In der ganzen Talweite sonst war ja eitel blauer Himmel und Sonnenglanz. Doch empfand das junge Ding es eher wohlig, daß ihm der Weg zum Brunnen so gekühlt blieb, und hatte ein noch zu leichtes Herz, als daß es sich mehr als über die Naturerscheinung ein weniges gewundert hätte. Sie stellte den grauen

Blechkessel auf die eisernen, den altersschwarzen Holztrog überspannenden Stäbe und ließ sich selbst auf dem Rand des Brunnens nieder. Kalt fiel das Wasser aus der Röhre in den Trog und war so lauter, daß man am Grunde des Holzbeckens die winzigen grauen Kieselchen schimmern sah, die der Bach dem Brunnen zugetragen.

Agnes tauchte die Hand ins Wasser und ließ schöpfend die hellen Tropfen von ihren Fingern in den Trog zurückfallen. Der Kessel lief voll und überlief. Sie achtete nicht darauf. Der Gedanke kam ihr, wie schön der Tag sei und wie voll häßlicher Not doch die Welt. Zum zweitenmal fiel dabei ihr Blick auf die dunkle Wolke.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch in ihrem Rücken, und als sie sich dem steinigen Wege zudrehte, stand dort in einer Art Jagdanzug, eine Flinte angehängt, ein Fremder und betrachtete sie. Vielleicht tat er das schon geraume Zeit. Er lächelte wenigstens, als sie halb erschreckt, halb befangen errötete. Er hatte einen braunen Spitzbart und schönes braunes Haar, das schon ein wenig mit Silber gesprenkelt war. Seine Glieder waren schlank und sehnig, und wenn er auch keine Uniform trug, sah Agnes doch, daß sie einen welschen Soldaten

vor sich hatte. Das Herz stand ihr still, als sie diese Erkenntnis gewann: man hatte ihr nicht umsonst von den Franzosen so viele Schauergeschichten erzählt. Rasch wollte sie den Kessel ergreifen und sich entfernen, als der Fremde sie in deutscher Sprache anredete. Seltsam fein und geschliffen schien ihr seine Sprechweise, die einen Beiklang hatte, wie sie ihn nie vorher gehört.

„Wohnst du da oben, schönes Kind?" fragte er.

Sie nickte und hob den Kessel vom Brunnen. Er aber trat näher, und sie konnte nun doch nicht einfach davonlaufen.

„Wie heißt dieses Gut?" setzte er sein Verhör fort.

„Sonnigegg, Herr," antwortete sie.

„So ist das der Weg nach den Schattdorfer Bergen?" fragte er wieder und setzte hinzu: „Ich will da oben jagen gehen."

„Die Jagd ist nicht offen," erwiderte Agnes.

Da lächelte der andere: „Ich frage niemand, ob ich darf."

Agnes sah ihn an; wer war das, daß er so tyrannisch tat?

Er stand jetzt dicht bei ihr und schaute mit hellen braunen Augen so fest in die ihren, daß sie den Blick senken mußte. „Ich bin der Kommandant Achard," sagte er. „Ist Mannsvolk

daheim bei euch? Ich möchte einen mitnehmen, der mir den Weg weist und mir heimträgt, was mir zu Schuß kommt."

Agnes fand nicht gleich Worte. Das war der Kommandant? Das war der Mensch, von dem sie so viel Übles sagten? Sie hatte ihn sich viel wilder, rauher, schrecklicher gedacht. Wieder begegnete sie mit den Augen seinem merkwürdigen Blick. Sie kam gar nicht los davon, es wurde ihr ganz beklommen dabei.

„Was du für merkwürdige Augen hast, Mädchen," begann der Oberst von neuem. Er sprach ernsthaft und nachdenklich. „So etwas von violettem Blau habe ich noch nie gesehen."

Agnes fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Sie wußte nicht, ob sie fliehen oder bleiben sollte.

„Ihr wohnt hier einsam," fuhr er fort. Er sah ihre Verlegenheit und wiederholte, um ihr herauszuhelfen, die Frage nach einem Führer. Seine Freundlichkeit machte Agnes zutraulich. Sie erzählte, es sei gerade eben niemand zu Hause als sie selbst.

„Das ist unvorsichtig," sagte er, „die Soldaten brechen gern ins Nest, wenn die Tür nicht zu ist."

Plötzlich fühlte Agnes seine Hand auf ihrem nackten Arm. Langsam und mit feinen, glatten

Fingern glitt er ihr darüber. Es durchrieselte sie seltsam.

Er aber ging jetzt dicht an ihr vorbei, so dicht, daß sein Körper den ihren langsam streifte, und ohne zu erklären, was er im Sinne habe, setzte er seinen Weg fort.

Agnes war wie in einem Traum. Das Herz klopfte ihr laut. Sie sah dem Offizier nach. Er drehte sich nicht um, betrat auch nicht das Haus, sondern stieg weiter. Das Mädchen konnte ihn mit den Augen verfolgen. Er stieg höher und höher am Berg, aber nicht in der Richtung, in welcher er auf die Brandschen Männer hätte treffen müssen. Seine Gestalt wurde kleiner und kleiner.

Agnes vergaß, wie lange sie schon am Brunnen verweilte. Dann gewahrte sie, daß die Wolke über dem Hause sich gelöst hatte. Sie war ins Ziehen gekommen. Langsam, genau ihren Schatten über die Lehne werfend, an welcher der Welsche emporklomm, glitt sie weiter. Es war, als folgte sie diesem. Wie ein großer brauner Hund schlich sie ihm nach.

Zweites Kapitel

„Jetzt kannst dich in acht nehmen," sagte Johannes Brand zu seiner Tochter, als sie ihm von ihrer Begegnung mit dem Franzosen er-

zählte. Der sonst so ruhige Mann schaute dabei mit scheuen Blicken um sich, als fürchte er von allen Seiten Gefahr.

Am Abend desselben Tages saß die Familie in der Wohnstube beisammen, der Vater, die Mutter und die drei Kinder.

„Du kennst das abgeschrägte Stück Hohlwand am Schweinestall,“ begann Vater Brand, die Ellbogen auf den Tisch gelegt, zu dem älteren Sohn Hans, „da schüttest du Stroh auf.“

„Ja, Vater,“ gab der schwarze Bub kurz zum Bescheid.

„Das schmale Fenster hinten hinaus muß vernagelt, dafür unter einem Ziegel Luft gemacht werden, daß eines in dem Loch nicht ersticken muß.“

„Das mache ich,“ sagte der zweite, der Kari.

Hier fiel die Agnes ins Gespräch. Sie hatte ein fröhliches Gesicht. „Ihr seid viel zu ängstlich. Was sollte der Welsche von mir wollen? Er hat mich vergessen gehabt, sobald er an mir vorbei gewesen ist. Nicht ein einziges Mal hat er sich nach mir umgesehen.“

„Hättest ihm nicht Rede und Antwort gestanden!“ fuhr der Bruder Hans sie barsch an.

Das brachte sie auf. „Tut doch nicht, als ob ein Unglück geschehen sei,“ zankte sie.

Die Sorge der anderen schien ihr mehr als überflüssig. Sie dachte jetzt ohne Schrecken an die Begegnung mit Achard zurück. Im Gegenteil, sie empfand eine Art Neugier, ihn wiederzusehen. Er sah doch nicht böse, nicht gefährlich aus. Der Vater wollte sie vor dem Welschen verstecken. Weshalb? Er hatte ihr nichts zuleid getan. Und — in das dunkle, scheusälige Gelaß neben dem Schweinestall sollte sie kriechen! Unmöglich!

Aber die anderen vier, auch die Mutter, machten bitterernste Gesichter.

Das fiel ihr aufs Herz.

„Der Oberst wird nicht wiederkommen," widersprach sie noch.

Der Hans lachte rauh auf. Der alte Brand aber erhob sich, befahl den Buben: „Macht vorwärts!" und ging selbst nach dem Stall hinüber.

Lange besah Brand den Schlupfwinkel. Der Atem wurde ihm eng, während er sich vorstellte, daß da drinnen die Agnes werde liegen müssen, lange vielleicht. Eine schwere Angst um die Tochter erfaßte ihn. Daneben regte sich der Haß gegen die Landesfeinde, die jetzt auch in sein Gehege brachen.

Aus dem Stall begab er sich nach einer Weile in die Schlafkammer zurück, wo über

seinem Bett zwei Gewehre hingen. Er nahm sie nacheinander von der Wand. Lange prüfte er sie, und nur das eine hing er an die frühere Stelle zurück. Das andere stellte er so zwischen Bett und Wand bereit, daß es ihm zur Hand war, sobald er ins Zimmer trat. Dann betrat er die Stube der Söhne. Wieder hingen da zwei Gewehre an der Wand. Wieder sah der Alte sie nach und hing sie nicht zurück, sondern stellte an jedes Bett eines. Als er in den Flur zurückkam, begegnete ihm der Kari.

„Es ist besser, wenn ihr neu ladet," sagte Brand zu ihm.

„Ja," murrte der Junge, und es war, als ob er die Zähne zusammenbisse.

Von da an bestand ein stummes, finsteres Einverständnis zwischen den Männern.

Agnes war es, als ob ihr die anderen etwas verheimlichten. Selbst die Mutter schien ihr damit vertraut zu sein und es ihr zu verbergen. Auch sie hatte das ihr sonst nicht fremde Lachen verlernt. Das Mädchen mochte nicht fragen, was ihnen sei. Sie fühlte, daß sie ihr um des Welschen willen leise mißtrauten. Das legte sich ihr wie ein Druck auf die Brust. Gott! Gott! Es war, wie wenn der Berg, der hinter dem Hause anstieg, sich vorgeschoben hätte und überhinge, so daß man keinen Augenblick wußte,

wann er stürzen und Haus und Leute unter sich begraben würde.

Draußen aber war es hell. Die Sonne vergoldete alle Schneegipfel. Der Himmel leuchtete, und die Lehnen waren grün. Zuweilen trug der Wind Musikklänge herauf. Die Franzosen im Tal lebten lustig. Die Mädchen von Altdorf hatten es streng mit Wiegen und Drehen.

Ein paar Tage vergingen, und kein Fremder ließ sich auf Sonnigegg blicken. Es mußte ein Sonntag kommen, bis eine Anzahl junger Offiziere den Berg heraufklommen. Sie schlenderten waffenlos daher, geputzt, geschniegelt und in übermütiger Laune. Die Mutter Brand erblickte sie von weitem. Sie rief den Mann. Ein paar Minuten später lag die Agnes zum erstenmal in ihrem Versteck. Auf der Hausbank saßen Brand und seine Frau, ruhig, als ob sie von nichts wüßten. Die beiden Buben hatten sich an den Zaun des Gemüsegärtleins gestellt und schauten scheinbar gelassen zu, wie das junge Soldatenvolk sich näherte.

Die Offiziere hatten wohl nicht beabsichtigt, sich aufzuhalten, sondern waren einfach auf dem Wege an irgendeine Lehne hinauf. Erst als sie des Hauses recht ansichtig wurden, stieß ein Leutnant einen Kameraden an, und aus ihrem

lachenden Gespräch drang der Namen des Kommandanten Achard zu den Bauern herauf.

„Sie ist nicht da," äußerte der Leutnant, als sie das Haus erreichten, und während die übrigen sich schon anschickten, weiterzugehen, wendete er sich zu den beiden Alten auf der Bank und radebrechte eine Frage, wo sie ihre Tochter hätten.

„Was geht das dich an, du Hudel!" schrie der hitzige Hans vom Gartenhag herüber.

Der welsche Offizier verstand zu wenig Deutsch, als daß ihn das Schimpfwort beleidigt hätte.

Der alte Brand jedoch antwortete finster, aber ruhig: „Die Tochter ist für ein Jahr zu Verwandten ins Zürichbiet."

Der Leutnant begnügte sich mit der Auskunft und stapfte hinter seinen Kameraden her.

Die Bauern hörten ihr Parlieren und Lachen noch lange vom Berge niederschallen. — — —

Wie es dann kam, wußten die Brands nicht. Der Kommandant mochte einigen seiner Kumpane von der schönen Brandtochter erzählt und diese ihm verraten haben, daß sie nicht mehr im Lande sei. Achard erschien am nächsten Tage plötzlich auf dem Sonnigegg und jagte der Bäuerin, die allein in der Stube war, einen nicht geringen Schrecken ein, als er auf einmal in der Tür stand. Agnes, die vor der Strenge

des Vaters und der Brüder Angst hatte, hatte ihr Versteck schon selber aufgesucht, als sie von ferne eine Uniform hatte auftauchen sehen.

Der Kommandant zeigte sich indessen nicht als der Tyrann, als der er verschrien war, sondern fragte mit höflicher Gleichgültigkeit und als ob der Zufall ihn herführe, die Frau nach ihrem Mädchen. Als sie ihm dieselbe Antwort gab, wie sie gestern die Offiziere empfangen hatten, setzte er sich mit einem einzigen Schwung auf den Stubentisch, schlenkerte mit den Beinen und fuhr in verbindlichem Ton, aber mit einem sonderbaren Zucken um den Mund weiter: „Den Bären müßt Ihr andern aufbinden, nicht mir, Mutter Brand."

Die starke und furchtlose Frau konnte es nicht hindern, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, aber sie blieb fest auf ihrer Behauptung und riß ein paar Türen auf mit der Einladung, der Herr wolle sich selber überzeugen, daß sie die Wahrheit rede.

Oberst Achard hing die Daumen in die Taschen seiner knappen Hose, sprang von seinem Sitz und wendete sich so plötzlich, wie er gekommen, wieder zum Gehen.

Die Bäuerin sah, daß sein Blick unter langen Wimpern in alle Ecken zuckte, als sollte ihm kein Mäuslein entgehen, und es schien ihr kein

gutes Zeichen, daß er sie nicht grüßte, sondern wie einer, der ganz von seinen Gedanken eingenommen ist, die Tür öffnete und im Hinausgehen eigentümlich scharf vor sich hin pfiff. —

Agnes wurde nun noch mehr behütet und hatte ein recht elendes Leben, indem die Ihrigen sie nur des Nachts aus ihrem engen und ungattigen Versteck auf eine Weile entließen, damit sie frische Luft schöpfe.

Der Kommandant aber mochte einer von jenen Menschen sein, welche das, was ihnen versagt wird, erst recht begehren. Während er sich sonst wohl kaum um die Agnes gekümmert haben würde, reizten ihn die Andeutungen seiner Offiziere, daß man sie ihm aus den Augen geschafft habe. Die Brands bemerkten bald, daß sie unter einer Art Bewachung standen. Soldaten strichen zu jeder Stunde des Tages vorüber. Sie schienen feststellen zu sollen, ob das Mädchen sich wirklich nicht mehr auf dem Gute befinde. Der Kommandant selbst tauchte häufig unvermuteterweise in der Nähe des Hauses auf, trat aber nicht ein, noch ließ er, was ihm ein leichtes gewesen wäre, dasselbe von seinen Soldaten durchsuchen. Das geschah indessen nicht aus Furcht vor den Gewehren der drei Männer, aus deren Blicken er, wo er ihnen begegnete, wenig Gutes lesen konnte; denn Achard war

ein tapferer Soldat, der sein Leben zu oft in die Schanze geschlagen hatte, als daß er um böser Mienen willen von einem Vorhaben abgestanden wäre.

Agnes schmachtete Tage und Nächte in ihrem Versteck. Vater und Brüder reichten ihr Nahrung, und die Mutter sprach ihr Trost und Geduld zu, so gut sie es vermochte. Bald aber begann das Mädchen sich krank zu fühlen und erklärte, daß sie lieber alle Not erdulden, als in ihrem elenden Loch gleich einem Tiere zugrunde gehen wolle. Die Mutter unterstützte ihre Bitten um Freilassung für eine Stunde. Eines Nachts traten dann der Vater und die Söhne hinaus und durchstreiften die ganze Umgebung. Sie fanden von den Spürhunden, den Franzosen, keinen in der Nähe. Wohl war es dem älteren Buben, Hans, gewesen, als hätte er den Schritt eines vor ihm Fliehenden gehört, als er einem nahen Walde zuschritt, allein, da sich nichts mehr rührte, so kehrte auch er beruhigt zum Hause zurück, wo die beiden andern schon angelangt waren, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben. Sie waren ja nur Bauern, die um die Schliche schlauer Krieger nicht wußten. Nach einiger Beratung gaben sie die Erlaubnis, daß die Tochter und Schwester aus ihrem Versteck hervorkroch.

Sie erschraken vor ihrem Anblick. Ihre Züge waren entstellt und ohne Farbe, dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Als sie sie in die Stube führten, schien sie halb betäubt, halb blind auch, denn kein Lichtstrahl war in ihren Schlupfwinkel gefallen. Dann entdeckten sie, daß sie seit Tagen die Speisen, die sie ihr gereicht, kaum berührt hatte.

„Luft!" bat Agnes.

Da führten sie sie vor das Haus.

Die Nacht war schwarz, kein einziger Stern am Himmel. Nicht die Hand vor den Augen konnte man sehen.

Der alte Brand und Kari, die Agnes unter den Armen gefaßt hatten, schleppten sie bis zur Hausbank. Hier aber erholte sie sich bald. Ihre Brust ging in weiten, saugenden Stößen, die Lungen tranken den kühlen, nächtigen Wind, der von den Lehnen herabstrich.

Die Männer entfernten sich. Die Mutter kam und war besorgt um die Tochter. Sie setzte sich neben sie. Aber Agnes war unwirsch und meinte, sie wolle lieber allein sein. Sie lehnte sich an die Hauswand und schloß die Augen.

Die Mutter ließ sie gewähren.

Von Zeit zu Zeit sahen sie nach ihr. Aber regungslos saß sie da.

Die Nacht rückte vor, und nichts Verdächtiges zeigte sich.

Am Ende kam Agnes von selbst wieder in die Stube, in welcher kein Licht gemacht worden war, damit auch von ferne niemand sehe, was vorgehe. Vater Brand verriegelte das Haus, und zum erstenmal seit vielen Tagen schlief das Mädchen wieder in seiner Kammer. Sie wußte aber nicht, daß ihr Bruder Hans im Flur unten Wache hielt.

Da der eine Versuch so wohl gelungen war, so erlaubten die Männer dem Mädchen, solange die Finsternis anhielte, auch weiterhin nach Anbruch derselben eine Weile sich auf die Hausbank zu begeben. Sie fügten aber bei, daß Achards Spione noch immer das Haus umschlichen, und Agnes erzitterte, als sie die Blicke auffing, die Vater und Brüder dabei wechselten. Die freien Männer verwanden es nicht, daß fremde Machthaber ihnen auf ihrem eigenen Grund und Boden jeden Schritt belauerten.

Es war die dritte Nacht, daß Agnes so eine karge Freiheit erlangt hatte. Wieder saß sie auf der Bank. Sie fühlte sich wohler und dachte mit Angst an den nahen Mond, dessen Wachsen ihr neue Gefangenschaft bedeutete. Nichts regte sich, als ein leiser feiner Regen,

der geheimnisvoll in ein paar nahen Büschen rauschte und ihr, die unter dem Schutz des breiten Daches saß, nichts anhaben konnte. Manchmal war das leise Rieseln nicht von Menschentritten zu unterscheiden. Aber die blonde Agnes hatte keine Furcht. Ihr war überhaupt seltsam zumut. Sie sah noch immer nicht ein, warum Vater und Brüder gar so grimmig taten. Immer noch empfand sie mehr Ärger als Dank für die strenge Hut, in welcher man sie hielt. Manchmal fiel ihr der französische Offizier ein, und die Erinnerung war ihr eher lieb als leid. Er war ein schöner Mann, der freundlich mit ihr gewesen und ihr nichts Übles getan hatte. Sie hätte ganz gern noch mehr mit ihm gesprochen. Sie war doch kein Kind mehr und wohl imstande, es ihm frei zu sagen, wenn er irgendwie ihr gegenüber sich hätte etwas herausnehmen wollen.

Sie saß und sann. Nach einer Weile empfand sie Durst. Er hatte sie schon im Versteck gequält. Zum Wassertrinken pflegte die ganze Familie zum Brunnen zu gehen, der unten ein paar Schritte tiefer am Wege lief. Warum sollte auch sie nicht — — —? Die übrigen befanden sich im Hause. Sicherer geworden, schauten sie nicht mehr so häufig nach ihr. Und da draußen in der stockdunklen Nacht war doch

niemand! Ei, zum Lachen! Wer sollte sich im Regen umhertreiben?

Agnes erhob sich und setzte sich wieder. Sie zögerte und lauschte. Kein Laut drang an ihr Ohr, nichts als das leise, liebe Tropfenrieseln.

Sie nahm das Tuch fester um, das sie um die Schultern geschlungen trug.

Plötzlich glitt sie von der Bank hinweg und in das Dunkel hinunter.

Sie hätte den Weg mit verbundenen Augen finden können. In ein paar Augenblicken stand sie am Brunnen und legte die Lippen an die eiserne Röhre.

Das Wasser war herrlich kühl. Sie wischte sich den Mund mit der Hand und ließ sich erquickt einen Augenblick auf dem Rand des Troges nieder.

Alles blieb still. Sie lachte für sich. O diese Männer! Was machten sie für ein Wesen — um nichts!

Da — Halt! Was war das!

Das Herz stand ihr still. Sie schoß auf und wollte fliehen. Aber schon lag eine Hand auf ihrer Schulter.

„So bist du wieder zurück, schönes Kind?" sagte der Oberst.

Sie fand nicht sogleich Worte. Es war zu finster, als daß sie die Gestalt des Welschen

unterschied. Aber es schien ihr nichts Furchtmachendes an seiner Rede, mehr nur eine überlegene Heiterkeit.

„Ich lasse mich nicht übertölpeln," fuhr Achard fort. „Ich wußte von Anfang an, daß du im Hause steckst, aber es machte mir Spaß, dich herauszufinden. Wir haben Zeit jetzt, während wir in dem langweiligen Nest da unten stillliegen müssen. Man vergnügt sich ein wenig bei derlei Spielen."

Er plauderte ganz freundlich. Es wurde einem fast warm ums Herz bei seiner Art. Agnes konnte ihm nicht zürnen. Aber auf einmal zuckte ihr der Schrecken durch die Seele. Wenn jetzt jemand aus dem Hause trat, jemand nach ihr rief! Sie fühlte, wie das Blut ihr ins Antlitz schoß. Angst schüttelte sie. Und die Angst bekam ein merkwürdiges Wesen. Sie galt mehr dem Manne da neben ihr, als ihr selber. Sie kannte doch den Vater und die Brüder. Ihr Haß gegen die Fremden war wie fressendes Gift. Und den Mann da besonders, von dem man so viel Schlechtes redete, den würden sie — Gott, Gott! — es konnte das ganze Haus, sie alle miteinander verderben.

Jetzt fühlte sie, wie der Kommandant den Arm um sie legte. Es durchschauerte sie.

Er streichelte ihre Wange. „Kleiner, scheuer Bergvogel,“ schmeichelte er. „Meinst du, daß wir Geier sind?“

Sie stemmte beide Hände gegen seine Brust und wollte ihn von sich schieben. „Es kann jemand kommen,“ stieß sie heraus. Sie wußte nicht, was sie sagte, und nicht, daß es wie eine Vertraulichkeit klang.

„Willst du manchmal nachts mich hier treffen?“ fragte er und preßte sie an sich.

Da war ihr, als höre sie die Haustür knarren.

„Ja, ja,“ flüsterte sie.

Sie redete wild, verworren, was sie nicht meinte. Die Angst ließ ihr keinen klaren Gedanken. Dann stieß sie Achard von sich und rannte den kleinen Hang hinauf.

Erst als sie schon wieder oben an der Bank war, ging die Haustür wirklich. Die Mutter kam. Agnes saß mit verhaltenem Atem da. Aber die Mutter merkte in der Dunkelheit nicht, wie erregt sie war. Sie fragte nur, ob sie noch nicht hereinkommen wolle. Sie komme schon, antwortete das Mädchen, es sei noch so schön in der kühlfeuchten Luft. Sie wunderte sich, daß die Mutter das Zittern ihrer Stimme und das Klopfen ihres Herzens nicht hörte.

Die Brandin aber verließ sie wieder.

Dann beugte sich Agnes vor, preßte beide Hände vor die Brust und lauschte. Ob er noch immer da unten stand, der — der Offizier? Was war geschehen? Was hatte er getan? Was hatte sie gesagt? — Morgen — morgen wollte er wieder da unten sein! Und — wie? Hatte sie nicht versprochen, zu kommen? Ohne zu wissen, was sie eigentlich sagte? Sie würde nicht gehen! O nein, nicht! Aber —

Der Kopf tat ihr weh, die Gedanken versagten. In einem Zustand unsäglicher Verwirrung und Erregtheit schlich sie ins Haus und in ihre Kammer hinauf, ohne den anderen, die in der Stube saßen, ein Wort zu sagen.

Drittes Kapitel

Es gibt Gedanken, die sich nicht wegschlafen lassen. Sie bohren und bohren im Kopfe und verscheuchen die Müdigkeit, und wenn die Natur zuletzt ihr Recht will und den Geist auf eine kurze Weile im Schlummer betäubt, so peinigen sie die Seele im Traum.

Agnes lag lange wach. Was tun? Was tun?

Dann fielen ihr die Augen zu, und sie sah im Traum den Kommandanten Achard und den Vater einander gegenüber stehen, jenen mit gezücktem Degen, diesen mit angelegtem Gewehr.

Aus diesem Traum fuhr sie so plötzlich auf, daß sie sich aufrecht im Bett sitzen sah, als sie zum Bewußtsein kam. Und da waren die Gedanken wieder und bohrten: Was tun? Was tun? Sie ging nicht am nächsten Abend, nein, sie ging nicht! — Dann aber würde der Welsche schon nach ihr suchen! Der fürchtete sich nicht! Und der fand sie schon diesmal, da er wußte, daß sie im Hause war. — Sie ging alsó doch! Aber — aber — o diese Angst! Wenn der Vater und die Brüder davon erfuhren!

Ganz tief, ohne daß sie es merkte, versteckt unter wildem Herzklopfen, war eine leise, warme Freude. Welch ein freundlicher Mann der Offizier war! Der — nein, der war kein Schlechter, der! Sie fühlte Achards Arme, ihren leisen, zärtlichen Druck. Ob — ob er morgen wieder so — so sein würde?

Gegen Morgen schlief sie abermals ein. Gleich darauf weckte die Mutter sie. Sie mußte in ihren Schlupfwinkel zurück.

Sie taumelte, und so bleischwer war ihr der Kopf, daß sie in dem Loch weiterschlief, in das sie hineingesteckt wurde.

Der Tag war lang, sie konnte ihn nicht verschlafen. Die Angst kroch zu ihr hinein und machte ihr den Winkel zur Hölle.

Dann kam der Abend.

Es sollte schon wieder ein wenig Mondlicht sein. Allein es war so wolkig, schwül und regnerisch, daß es nicht hell wurde.

„Du wirst wohl nicht hinaus wollen," sagte der Vater zu Agnes, als er sie zur Nacht aus ihrem Kerker erlöste.

„Nein," gab sie zurück. Sie wußte aber nicht, was sie sagte, noch, was sie im nächsten Augenblick tun würde.

Eine Weile saß sie müßig bei den anderen. Arbeiten mochte sie nicht. Wer konnte arbeiten in solcher Zeit! Dann stand sie doch auf und verließ die Stube. Die anderen hörten sie in die Küche gehen und gaben sich zufrieden; sie dachten, sie nähme sich ein Stück Brot im Schrank. Es achtete niemand darauf, daß sie auf den Zehen durch den Flur und vor die Haustür schlich.

Dann saß sie wieder auf der Hausbank. Der Wind warf die dunklen Kronen der Bäume vor der helleren Wand der Nacht hin und her. Manchmal netzten Tropfen, die der wachsende Sturm ihr zuwarf, Hände und Gesicht.

Horch! War das nicht ein Pfiff?

Sie stand schon aufrecht. Galt das ihr? Sie konnten im Hause es hören, so gut, wie sie es hier hörte. Es riß sie hinaus. Sie hatte nicht

Zeit zu überlegen. Die Angst peitschte sie hinunter zum Brunnen.

Noch im Laufen fiel ihr ein, der Offizier werde gar nicht da sein in diesem Wetter. Aber er war da. Er hielt ihr die Arme entgegen, wie einer, der auf die Liebste wartet und sicher ist, daß sie kommt. Sie wußte nicht, wie es geschah, daß er sie schon ganz fest an sich hielt, sie schon küßte. Sie wußte nichts, nichts. Sie vergaß sogar die Angst. Träumte sie? Dann — träumte sie schön.

Sie küßte ihn wieder.

„Du kommst lange nicht," sagte er.

Nun erst, als er sprach, kam sie zur Besinnung.

„Der Vater —" begann sie. Dann fiel ihr ein, daß er der Herr im Lande war, daß sie ihm doch nicht sagen konnte, wie der Vater und die Brüder ihn haßten. Sie hatte bisher ein einfaches Leben ohne viel Denkens und Grübelns gelebt. Nun reichte ihr ungeübter Sinn nicht hin, die Nebel der Verwirrung zu durchstoßen. Halb hingegeben, halb schon wieder zur Flucht gewendet, lag sie dem Kommandanten im Arm. — — —

Es rief einer dumpf und laut ihren Namen. Das war der Vater, der hatte solch eine Sturmglockenstimme.

„Ja!“ schrie sie hinauf. Und schon war sie auf dem Wege, dem Rufe nach.

Die Haustür stand offen und der Vater auf der Schwelle, als sie herankam. Der rote Lichtschein, der gleichzeitig aus Küche und Stube in den Flur quoll, umfloß den schwarzbärtigen, starken Mann.

„Wo steckst du eigentlich?“ fragte er. Dabei sah er sie sonderbar an.

„Durst habe ich gehabt,“ gab sie zur Antwort. „Da bin ich an den Brunnen.“

Ihr blondes Haar war wirr und naß.

„Man läuft nicht in solchem Wetter herum,“ agte Brand.

Aber dann stockte Agnes der Herzschlag. Es sprach einer hinter ihr: „Guten Abend, Brand, Ihr habt scheint's die Tochter wieder heimkommen lassen.“

Der Kommandant trat an den alten Mann heran. Er streifte seinen Arm und ging an ihm vorüber in den Flur und durch die Stube. Knapp saß ihm die dunkelblaue Uniform mit den glänzenden Knöpfen am Leibe. Nicht einmal einen Degen hatte er umgeschnallt, nur eine Pistole hing ihm am Gurt.

Brand folgte ihm. Er wußte noch nicht zusammenzubringen, was zusammengehörte. Aber er blickte wieder die Tochter an, als sie nun

auch in die Stube trat, und der Verdacht von vorher leuchtete merklicher in seinen Augen.

Achard nahm sich einen Stuhl. Er fragte nicht lang; er war ja der Herr. Und er schlug ein Bein über das andere und sah ganz vergnügt aus.

Die Mutter Brand saß mit dem Strickzeug hinter dem Tisch. Sie hatte aufstehen wollen, als der späte Gast eintrat, aber vor Erstaunen blieb sie sitzen. Die beiden jungen Männer aber, der Hans und der Kari, mit ihren bleichen Gesichtern und stechenden schwarzen Bartstoppeln, kamen jeder aus einer anderen Stubenecke hervor und stellten sich zu Seiten des Offiziers auf, während der Vater in seinen Rücken getreten war.

Agnes rieb in hilfloser Angst, die sie doch zu verbergen bemüht war, die Hände ineinander, und die Furcht vertiefte die Farbe ihrer Augen.

„Was will der Schuft immer bei uns?“ murrte der Hans in sich hinein. Er sah aus, wie wenn er den erstbesten Stuhl packen und dem Welschen über den Kopf schmettern wollte. Auch die Mienen der anderen waren finster. Der Oberst drehte sich langsam nach ihnen um. Er hätte blind sein müssen, um den Haß in ihren Augen nicht zu sehen, aber es schien ihn nicht zu berühren. Es war ein merkwürdiger

Gegensatz zwischen dem mit leichter, schwingender, geschmeidiger Bewegung sich wiegenden Offizier und den drei dunkeln Bauern, die wie schwarze Holzklötze neben ihm aufstanden.

„Setzt euch doch," lud er sie ein.

Sie rückten an den Stühlen und blieben stehen.

„Ihr habt das Mädchen vor mir versteckt," fuhr der Franzose fort, immer ganz freundlich, so, wie wenn er sie auslachte. „Man hat euch allerlei erzählt, haha, ihr — ihr meint, es könnte ihr etwas geschehen."

Er winkte Agnes heran. „Komm, setze dich," und als sie sich ihm näherte, ergriff er ihre Hand. „Es ist nicht so schlimm, wie man es haben will," beschwichtigte er. „Man macht den Obersten verantwortlich, wenn seine jungen Springinsfelde nicht immer Maß halten. Euer sogenannter Hauptort da unten ist auch ein verdammt langweiliges Nest."

„Tu die Hand fort," murrte der Vater Brand die Tochter an und winkte mit dem Kopf, daß sie sich neben die Mutter setze.

Agnes gehorchte.

Kommandant Achard kreuzte die Arme und richtete die Augen fest auf das Gesicht des Bauern.

„Ihr müßt Euch etwas mehr Freundlichkeit angewöhnen, Mann," sagte er. „Ich werde jetzt hie und da zu Euch auf Besuch kommen."

„Wir haben Euch nicht eingeladen," fiel ihn der vorlaute Hans an.

Aber die Bäuerin sah, daß im nächsten Augenblick das Unglück kommen mußte, wenn nicht eines sich ins Mittel legte. Sie stand auf und warf ein: „Ich will dem Herrn ein Glas Wein holen. Man kann ja reden miteinander, das kann man."

An das Wort hakte der geschmeidige Franzose an: „Seht, die Frauen," sagte er. „Sie sind immer ruhiger und vernünftiger als wir Männer." Und sich selbst unterbrechend, fuhr er fort: „Habe ich Euch etwas zuleide getan, Brand?"

„Uns nicht, aber anderen," gab der Bauer knapp zur Antwort.

Es brachte jenen nicht aus der Fassung. „Soviel als jeder Eroberer dem Unterworfenen zuleide tut," erwiderte er achselzuckend. „Man muß sich an seine Feinde gewöhnen, dann kommen sie einem nach und nach ganz freundschaftlich vor."

Er beherrschte die deutsche Sprache vollkommen. Er hatte sich sogar in die Art der Bergbauern schon etwas eingelebt und wußte, wie er sie nehmen mußte. Die drei schwerfälligen Männer waren ihm nicht gewachsen.

Die Mutter brachte den Wein und schenkte ein.

Er hob das Glas gegen den Vater Brand. „Zum Wohl!“ sagte er.

Der andere mochte ihm das nicht zurückgeben, aber er wußte auch nicht, wie er es ablehnen sollte. Es hätte eine schwüle Stille werden können, aber der Franzose ließ sie nicht dauern. Er redete, als ob er es vom Stück hätte. Was das für ein gesegneter Frühling sei! Sie hätten wohl schon Heu eingebracht. Und bald gäbe es reife Kirschen. Von der Schönheit des Landes sprach er. Dann von der Bevölkerung. Sie habe sich tapfer gewehrt, trotzdem es auf der Hand gelegen, daß ungeübte Landleute gegen geschulte Truppen unterliegen müßten. Er überrumpelte die schlichten Menschen. Sie konnten ihm nicht antworten, nicht Gegenbeweise in seine Rede schieben.

Als er endlich aufstand, bot er den Frauen die Hand. Sie wagten nicht, ihm die ihre zu verweigern. Selbst Brand wagte es nicht, obgleich er nur zögernd einschlug. Zuleid hatte ihm der Welsche freilich nichts getan, sagte er sich. Aber er polterte ehrlich los: „Spione hättet Ihr nicht ums Haus herum zu stellen brauchen.“

„Spione?“ lachte der Kommandant. „Ihr macht euch zu wichtig, Leute. Wie sollte es mir einfallen, euch überwachen zu lassen?“

Er klopfte Brand auf die Schulter. Um die zwei trotzigen Buben kümmerte er sich nicht. Ein Blick flog noch in die Augen der Agnes. Nur sie fing ihn auf. Dann ging er aus der Stube.

Es war ein seltsam Ding, wie die Zurückgebliebenen über das Ereignis seines Besuches sich ausließen. Sie waren anfangs wie betäubt. Keines wollte mit der Sprache heraus.

Die Mutter nahm zuerst das Wort: „Man muß es nicht verderben mit ihm. Er hat doch die Macht."

Der Hans fluchte.

„Der ist ein Fuchs," sagte der Kari. „Vor dem heißt es sich doppelt und dreifach hüten."

Der Vater saß am Tisch und schaute vor sich nieder. Der Kopf sank ihm so tief, daß der kohlschwarze Bart auf der Brust sich bauschte. Er grübelte. Es tat ihm etwas weh. Das Mädchen! Sein Mädchen da! Endlich sagte er zu Agnes: „Die Frage ist, was wir mit dir anfangen."

„Hast nicht in deinem Loch bleiben können?" begehrte der hitzige Hans auf.

Agnes hörte nur halb, was die anderen sprachen. Ihre Gedanken waren anderswo. Am Brunnen war es gewesen! Immer das. Sie hatte keine Angst. Der wollte doch nichts Böses, der!

Die Mutter nahm wieder das Wort: „Man muß die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Wir wollen fleißig beten, daß der Herrgott uns allen hilft."

Keiner gab Antwort. Sie hörte später Mann und Söhne im Flur leise miteinander sprechen. Und als sie zu Bett gingen, sagte Brand zu ihr: „Das Mädchen wird sich doch nicht in den fremden Schuft vergafft haben?"

Mutter Brand widersprach dem. Aber es warf einen Funken von Verdacht auch in sie hinein.

Dieser Verdacht stand dunkler in den Seelen der Männer. — — —

Der Kommandant Achard wiederholte seinen Besuch nicht sogleich. Unwillkürlich atmeten alle etwas auf. Nur Agnes, die frei umher ging, sah manchmal ins Leere und hatte im Blick einen Ausdruck, als ob ihr etwas fehle oder ob sie etwas suche.

Die Mutter beobachtete sie und war verstimmt. Sie ließ sie oft ohne Grund hart an; der Verdacht war schuld daran.

An einem Vormittage brachte ein Offiziersbursche eine Kiste Wein. Der Kommandant schicke das seinen guten Freunden auf Sonnigegg.

Die Weiber nahmen die Kiste an. Sie dachten, daß man eine Freundlichkeit ohne Grund nicht

zurückweisen dürfe. Die Männer schalten sie dafür.

Sie ließen die Kiste stehen und rührten keine Flasche an.

Zwei Tage nachher kam der Geber selbst. Wieder waffenlos, wieder frei und liebenswürdig und zu einer Zeit, wo er die ganze Familie daheim wußte.

Die Brandin dankte ihm für die Sendung.

Der Vater fügte trocken hinzu: „Ihr müßt sie wieder abholen lassen. Das ist nichts für uns."

Achard hatte die Kiste im Flur stehen sehen. Er ging hinaus, trug sie selbst herein, holte selbst das Beil aus der Küche und brach damit der ersten Champagnerflasche den Hals. Den Inhalt ließ er in ein kleines Blechgeschirr laufen, in dem die Agnes sonst die Ziegenmilch aus dem Stall holte.

„Versucht einmal diese Milch," sagte er.

Damit reichte er das Gefäß der Mutter, wohl wissend, daß die ihm eine Brücke zu den anderen war.

Die Frau sah ihren Mann an, aber dann trank sie und reichte das Kesselchen diesem.

Brand war unschlüssig.

„Es ist kein Gift," ermunterte der Welsche.

Der Bauer wußte keinen rechten Widerstand. Er setzte das Gefäß an die Lippen. Wie

Feuer ging ihm der ungewohnte Wein durch die Adern.

Auch der Kari trank, und der Hans tat noch trotzig; aber als Achard eine zweite Flasche holte und die Mutter höflich um Gläser bat, nahm auch er eines an. Es war, wie wenn der Fremde ihnen den Zorn entwünde. Sie drehten ihm den Rücken. Sie waren wie bissige Hunde, die sich nur knurrend streicheln lassen, aber sie hatten keine Waffe gegen seine lächelnde, überlegene Freundlichkeit.

Achard reichte auch der Agnes ein volles Glas und stieß mit ihr an. Und wieder begann er von Dutzenden Dingen zu reden. Aus lauter Wehrlosigkeit gegen den Übergewandten liefen die beiden Buben bald hinweg. Dann folgte ihnen auch der Bauer. Freilich besann er sich schon hinter der Tür, ob er umkehren solle.

Als Achard mit den Frauen allein war, sprach er ruhiger. Er begann sie über die Familie auszufragen. Ob es ihnen gut gehe? Ob sie viel Landbesitz hätten? Viel Vieh? Ein Ernst, der ihm wohl anstand, kam in sein Wesen. Dann beklagte er den Krieg, der viel Unglück in alle Länder trage.

Der Mutter Brand wurde ganz warm ums Herz, halb vom Wein, halb von des Mannes

Güte. Wie konnten die andern nur so fortlaufen! Sie hörte den Bauern in der Nebenstube und ging zu ihm. Er solle doch kommen, redete sie auf ihn ein, es sei wirklich gegen den Welschen nichts zu haben.

Der Offizier und Agnes waren einen Augenblick allein in der dämmerigen Stube. Sie saßen am Tisch nicht weit voneinander. Draußen über den Fenstern leuchtete der Himmel leise, rosenfarben. Davon legte sich ein Schein auf ihre Gesichter.

Achard streckte Agnes die Hand hin.

Sie sah, was er wollte. Das Herz klopfte ihr. Sie blickte ihn an; es kam heiß aus ihr herauf und überzog ihr ganzes Gesicht mit Glut. Dann gab sie ihm die Hand. Daß die Tür leise aufgegangen war, bemerkte sie nicht.

In der Tür stand der alte Brand.

„Mein Gott," sagte Agnes, als sie ihn gewahrte.

Achard sprang auf, schlug die Arme übereinander und sah dem bleichen Schwarzbart ins Gesicht.

„Schuft!" sagte der.

Die Bäuerin stand hinter ihm.

„Da wird nicht gewildert," fuhr Brand weiter. Dann wies er nach der Tür. „Da! Hinaus! Aber nicht mehr herein!"

Er setzte die Sätze hin wie plumpe Grenzsteine, mit denen er sein Eigentum abmarchte.

Der Welsche lehnte noch immer mit gekreuzten Armen am Tisch. „Tut nicht, wie wenn euch eine Wespe gestochen hätte," sagte er spitz. „Eurer Tochter ist nichts Böses geschehen."

„Noch nicht," gab Brand zurück.

Der Agnes kamen die Tränen.

Achards Stolz erwachte. „Wenn ich in ein Haus hinein will, brauche ich keinen Erlaubnisschein," sagte er. Er verließ den Tisch, ging dicht an Brand vorüber, dem er die Augen scharf ins Gesicht bohrte und näherte sich der Tür. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und winkte Agnes mit der Hand. „Ich komme schon wieder," sagte er. Das klang ganz anders, als er zu den andern gesprochen hatte.

Im Flur begegnete er dem Hans. Der fühlte an der Art, wie er mit aufgeworfenem Kopfe an ihm vorüber schritt, daß etwas nicht in der Ordnung war. Er kam in die Stube und wollte wissen, was es gebe. „Frag deine Schwester," sagte der Alte.

Da schoß dem Hitzigen das Blut wie Feuer in die Stirn.

„Hans," mahnte die Mutter.

Die Agnes flennte.

Aber der Wildling sprang vors Haus hinaus, riß unterwegs die Weinkiste an sich und warf sie dem Offizier nach, der gemächlich bergabwärts schritt. „Nimm dein Gesöff!“ schrie er hinter ihm her.

Und der Kari, vom Lärm gelockt, kam hinzu. Sie wären wohl hinter dem Kommandanten hergeeilt, wenn der Vater sie nicht zurückgerufen hätte.

Achard setzte seinen Weg fort. Langsam, ganz langsam. Langsam, ganz langsam löste er die Pistole aus dem Futteral. Er hob sie wie spielend; aber er drehte sich nicht um.

Die drei Bauern standen in der Höhe bei ihrem braunen Hause wie drei schwere, dunkle Bäume, gegen Blitzschlag hingepflanzt.

„Es wird ein böses Ende nehmen,“ sagte der Vater mit seiner tiefen, brummigen Stimme.

Dann gingen sie mit plumpen, schwerfälligen Schritten, wie trottende Stiere in die Stube zurück.

Drinnen fanden sie die Agnes so erregt, daß es sie am ganzen Körper schüttelte. Die Mutter aber, die sie gescholten hatte, hantierte unwirsch umher.

Diese sagte nach einer kleinen Pause: „Das kann unser aller Verderbnis sein.“

Da wendete sich die Agnes vom Fenster, wo sie eben stand, in die Stube hinaus. Ihr sonst weißes

Gesicht hatte vom Weinen rote Flecken. „So wie ihr es anfangt, schon,“ sagte sie zornig.

Der Vater sah sie mehr erstaunt und ängstlich als böse an. Er fühlte, daß sie einander immer fremder wurden.

Die aufgebrachte Mutter schalt: „Nimm den Windhund von Welschen nicht immer noch in Schutz, sage ich dir. Hättest ihn nicht an dich herankommen lassen.“

Der Kari höhnte: „Hast halt auch einen Hofmacher gebraucht, gelt?“

Und der heiße andere, der Hans, hatte wieder das härteste Wort: „Metzlein!“ sagte er und spuckte aus.

Aber der Vater fuhr auf und hieß ihn schweigen: „Halt dein unsaubres Maul.“ Seine Faust zuckte. Es fehlte nicht viel, daß er sie dem Sohne ins Gesicht schlug.

Schweigen fiel zwischen sie.

Die Buben suchten sich Beschäftigung.

Der Vater ließ sich am Tisch nieder. Immer noch betrachtete er die vor sich hinweinende Tochter. Waren der Welsche und sie nicht zum erstenmal so vertraut miteinander gewesen? Das Mädchen — sein Mädchen kam ihm vor wie — wie vergiftet.

Furchtbar wühlte es in ihm von — Zweifel und von — von Mitleid und von Zorn.

„Was meinst, daß der Mensch tun wird?" fragte die Brandin.

Er gab ihr keine Antwort; aber zur Agnes sagte er mit einer Stimme, die nicht aus ihm heraus wollte: „Daß du mir nicht einen Schritt mehr vor das Haus gehst, hörst du, nicht einen Schritt. Ich will dich unter den Augen haben."

Viertes Kapitel

Das Schicksal hing über dem Sonnigeggut. Schwer und schwarz.

Der Kommandant Emil Achard hatte seine Geduld und seine gute Laune verloren. Selbst jetzt noch aber war sein Entschluß, den Brands den Meister zu zeigen, nicht gleichbedeutend mit dem Willen, ihnen übelzutun. Er vergriff sich nur von Anfang an im Werkzeug. Er schickte eines Morgens einen Sergeanten mit einem kleinen Trupp Soldaten mit der Meldung zu den Brands, es solle ein Tisch und Stühle ins Freie gebracht werden, Getränk und Speise dazu, der Kommandant liege mit einer Anzahl Offiziere in der Nähe taktischen Studien ob und wolle einen Imbiß einnehmen. Der Sergeant war ein kleiner Schwarzbart mit tückischen, flinken Äuglein. Eine Wespe nannte ihn der scharfzüngige Hans.

„Wir haben keine Wirtschaft," entgegnete der alte Brand dem Unteroffizier auf sein erstes Begehren.

Der Sergeant sah seine Mannschaft spöttisch an. „Er hat recht," sagte er ihnen auf Welsch und verdeutschte es den Brands mit Mühe. „Ganz recht hat er," wiederholte er, „aber es hilft manchmal nichts, wenn man recht hat."

Er setzte sich auf die Hausbank. Er summte ein Liedchen. Dann zog er seine Uhr. Nun wendete er sich wieder zu den Brands, die alle im Hausflur standen. „In einer halben Stunde muß alles bereit sein," sagte er. „Es eilt nicht zu sehr," fuhr er fort, immer gemütlich, immer sich offenbar vergnügend. „Wir wollen euch gar keine Mühe machen."

Nach einer abermaligen kleinen Pause winkte er den Soldaten kaum merkbar mit den Augen.

Die schlugen eine Lache auf und traten zu zweien in die Haustür.

Der alte Brand, der vorn stand, wich zurück.

Aber der Hans und der Kari stellten sich. Der Hans schimpfte: „Ich will doch sehen, ob einer wie ein Räuber einem ins Haus fallen darf."

Die Mutter, der die Angst schnelle Gedanken gab, fand ein treffendes Wort. „Sie sind in ein größeres Haus, ohne zu fragen, hereingekommen."

Das Wort traf ihren Mann.

„Laßt sie machen," gebot er den Söhnen. „Machen laßt sie!" wiederholte er mit erhobener Stimme, als sie nicht gleich gehorchten.

Die Burschen gaben murrend den Weg frei.

Die Soldaten holten den Tisch, holten die Stühle.

Sie unterhandelten radebrechend mit der Bäuerin und bekamen an Essen und Trinken, was im Hause war. Selbst ein rauhes Tischtuch riß einer aus dem Kasten. Der kleine Sergeant hatte sich eine Zigarette angezündet und predigte den Bauern, während er zwischen hinein den Rauch hoch in die Luft blies, in seinem gebrochenen Deutsch, sie hätten ihren Vorteil verkannt, sie hätten es besser haben können als die meisten im Lande, wenn sie nicht so stiernackig gewesen wären.

„Der Kommandant ist großmütig gegen höfliche Leute, nicht wahr, Kamerad?" sagte er zu einem der Soldaten, und sie lachten wieder und warfen anzügliche Blicke auf Agnes.

„Ich zertrete dich noch, Wespe," knurrte der Hans in sich hinein.

Brand aber schickte jetzt die Söhne an die Arbeit in den nahen Wald und die Tochter ins Haus. Er selber holte ein Beil aus der Küche und fing an, unterhalb des Hauses,

jedoch so, daß er die Tür übersah, an der Ausbesserung eines Zauns zu arbeiten. Als der kleine Welsche Miene machte, sich abermals ins Haus zu begeben, rief er ihm zu: „Ich denke, ihr habt jetzt, was ihr braucht. Die Frauen können ohne eure Gesellschaft auskommen."

Das hätte den Giftler vielleicht gereizt, zu tun, was der andere ihm verbieten wollte. Allein in diesem Augenblick traten ein Stück weiter oben die Offiziere aus dem Walde und näherten sich. Der Sergeant kommandierte. Er und seine kleine Truppe standen stramm.

An der Spitze der Offiziere schritt Achard. Die Knöpfe und Tressen ihrer Uniformen blitzten in der leisen, blassen Sonne. Hinter ihnen wurden die beiden Brandbuben wieder sichtbar. Auch der Alte ließ seine Arbeit und harrte, was werden sollte.

Der Kommandant kümmerte sich nicht um sie. Er grüßte die Soldaten knapp und kurz und entließ sie mit zwei Worten. Im Marschschritt verließen sie das Gut. Der Oberst setzte sich zu Tische. Die übrigen folgten seinem Beispiel. Während des Essens sprach Achard mit seinen Untergebenen von den taktischen Aufgaben, die sie eben gelöst hatten. Ein Ausdruck ernster Strenge war in seinem Gesicht.

Die karge Mahlzeit war schon beinahe vorüber, als er den Kopf hob und ein Glas frisches Wasser verlangte. „Eine der Frauen im Hause kann es holen," sagte er zu einem Leutnant, der am untern Tischende saß.

Der ging ins Haus.

Gleich darauf kam die Mutter Brand mit einem Steinkruge und wollte zum Brunnen gehen.

Achard zog die Brauen hoch. „Wo habt Ihr die Tochter, daß Ihr selber gehen müßt, alte Frau?" fragte er.

Er tat fremd, als ob er überhaupt nie sich den Leuten freundlich genähert hätte.

Die Bäuerin war verwirrt.

Aber schon fuhr er in befehlendem Ton weiter: „Die Tochter soll kommen, Frau. Ich will nicht, daß Ihr selber geht."

Der Leutnant rief Agnes.

Die Brandin stand unschlüssig. Der Vater kam näher. Das war auch für die zwei Buben das Zeichen, heranzutreten.

Der Kommandant streifte sie mit einem flüchtigen Blick.

Indessen trat Agnes heraus, nahm der Mutter den Krug ab und ging stumm zum Brunnen hinab.

Achard wendete sich wieder zu den Offizieren; er schien das Mädchen vergessen zu haben.

Als es mit dem gefüllten Kruge zurückkam, wollte Hans ihr den Krug abnehmen, aber der Leutnant kam ihm zuvor und schob das Mädchen zum Tisch.

Achard stand auf. Als ob sie eine große Dame sei, salutierte er, bot ihr sein Glas, das sie ihm vollschenkte, und als er getrunken hatte, reichte er ihr die Hand. Nur sie wußte, wie fest er die ihre preßte.

„Kannst ihm nicht den Krug ins Gesicht werfen?“ schrie ihr der wilde Bruder zu. Wer weiß, was der Raufbold angerichtet hätte, wenn der Vater ihn nicht festgehalten hätte.

Der Kommandant beachtete scheinbar das alles nicht. Er nahm eine Zigarette von einem seiner Offiziere an. Schlank, geschmeidig schwenkte er sich ein wenig in den Hüften, gab dem Leutnant noch einen kurzen Befehl und schickte sich zum Gehen an. Die Offiziere folgten ihm.

Nur der Leutnant blieb zurück und fragte nach der Schuldigkeit.

Der alte Brand nahm kein Geld an.

Als der Welsche es ihm aufdrängte, drehte sich der trotzige Mann um und ließ ihn stehen.

Der Leutnant warf zwei große Silbermünzen auf den Tisch und ging den übrigen nach.

Von nun an verging kein Tag, an welchem die Brands nicht von Achard hörten. Zumeist

war der kleine scharfe Sergeant der Bote. Jetzt kam er um Schaufeln und Spaten: im Auftrag des Kommandanten! Jetzt brachte er einen Blumenstrauß: vom Kommandanten für das Fräulein. Jetzt frug er nach dem Preis eines jungen Stiers, der im Stall stand. Und am nächsten Tage trieben er und seine Soldaten das Tier schon davon, obwohl der Vater Brand es nicht hatte verkaufen wollen. Der Kommandant habe befohlen!

Achard hatte eine neue Taktik eingeschlagen, um die Leute kirre zu machen. Er spielte gleichsam mit ihnen wie die Katze mit der Maus.

Die Bauern fraßen ihre Wut in sich hinein. Es kam nah und näher an genug bei ihnen.

Als der Hans von dem Wegführen des Stieres hörte, wurde er wie toll. Er rannte davon; sie konnten ihn nicht halten. Wohl machte sich der Vater in Begleitung des Kari gleich nach Altdorf auf. Eine Vorahnung, daß der Hitzkopf Unheil anrichten werde, trieb ihn. Aber er kam zu spät. Hans Brand war geradeswegs in das Hauptquartier gerannt. Vier Männer hatten den unberufenen und aufbegehrenden Eindringling nach langer Mühe überwältigt. Jetzt saß er gefangen.

Vater Brand fand nach einigem Fragen allein das Zimmer des Obersten. Ihm trat die Wespe

in den Weg. Es war, wie wenn ein Stier und ein Insekt aneinander geraten. Der schwarze Bauer stand im Flur. Er hatte den Hut vom Kopf genommen und hielt ihn bescheiden in den Händen, machte auch ruhig Platz, als Leute an ihm vorübergingen. Als der Sergeant flink und giftig fragte, was er wolle, antwortete er gelassen, daß er den Obersten sprechen müsse.

Die Wespe erwiderte, der Oberst empfange jetzt nicht, drehte ihm den Rücken und pfiff vor sich hin.

Der Bauer blieb stehen.

Der Sergeant schwang sich auf dem Absatz wieder herum, wichste den Schnurrbart und fragte, was er da noch tue.

„Warten," antwortete Brand.

„Ihr habt nicht zu warten! Warten nützt nichts," schimpfte der Welsche.

Der Bauer blieb stehen.

Der Sergeant ging auf und ab. Dann fiel er Brand abermals an. „Ihr steht da im Wege. Geht hinaus in die Straße. Da könnt Ihr meinetwegen warten bis zum jüngsten Tag."

Brand rührte sich nicht.

Jetzt stieg dem Welschen das Blut. „Seid Ihr taub oder dumm?" zischte er ihn an.

Brand drehte den Hut einmal herum. „Fragt den Obersten, wann ich ihn sprechen kann,"

gab er zurück, als stellte er das Begehren zum erstenmal.

In diesem Augenblick tat Achard selbst die Tür der Kommandanturstube auf und rief den Sergeanten herein. Nach einer Weile wurde Brand vorgerufen. Der Sergeant stieß ihm die Faust in die Rippen, als er schwerfällig über die Schwelle trat.

Achard saß vor seinem Schreibtisch. Es waren noch zwei andere Offiziere im Zimmer. Keiner der drei tat, als ginge ihn der Besuch etwas an.

Brand wartete.

„Aha," sagte der Oberst endlich in gleichgültigem Ton. „Ihr kommt Eures Sohnes wegen. Der sollte keine solchen Streiche machen."

Brand zitterte ein wenig mit den Händen. Der war ein Frecher, der Welsche da! Er bezwang sich aber und sagte: „Der Bub ist ein arger Hitzkopf." Dann bat er um Hansens Freilassung. „Es ist kein Schade entstanden," sagte er. „Und ich will gerne bezahlen, was Ihr für recht haltet. Ich bürge auch, daß so etwas nicht wieder vorkommt." Er zog seinen Beutel und suchte zögernd und mit gerunzelter Stirn Münzen hervor, wie er auf dem Viehmarkt tat; der Bauer gibt sein Geld nicht leicht heraus.

Achard wehrte kurz ab. „Das ist nicht mit Geld abzumachen. Das muß seine Strafe haben, als Muster und Beispiel."

Der Schwarzbart drehte den Hut. „Einsperren ist das Härteste, was ihr uns Bergleuten antun könnt," sagte er.

Der Kommandant schrieb. Er schien nichts zu hören. Einer der Offiziere am nächsten Tische winkte Brand, zu gehen. Da setzte dieser noch im Zimmer den Hut auf. Mit gesenktem Kopf, als ob er sich noch immer auf einen Ausweg besänne, stapfte er aus der Tür. Er beobachtete den Sergeanten nicht, der noch im Flur stand und ihn höhnisch fragte, ob er gute Geschäfte gemacht habe. Er trat in die Straße hinaus und lief mechanisch in der Richtung, die ihn auf den Heimweg brachte. Aber auf einmal blieb er wieder stehen. Er hatte an die Möglichkeit, daß sein Gang umsonst sein könnte, nicht gedacht, und begriff noch nicht, daß er am Ende seines Geschäftes war.

Da tauchte der Kari aus einer Seitengasse auf. „Kommt er nicht los?" fragte er.

Das weckte den Vater. Er schüttelte den Kopf. Dann nahm er den Weg nach Sonnigegg unter die Füße.

Der Kari an seiner Seite schimpfte und fluchte. Gerade habe er wieder gehört, wie die Welschen

es trieben. Der Kommandant allen voran. Noch heute morgen hätten sie ein Mädchen aus dem Schächen gezogen, das seine Schande ins Wasser getragen habe. Dem Obersten, dem Schuft, gebe man die Schuld.

Brand antwortete nicht viel. Sein Kopf hing vornüber, daß ihm der Hut in die Stirn rutschte. Schwere, dunkle Gedanken beschäftigten ihn.

Als die zwei Männer nach dem Sonnigegg kamen, empfing sie die Neugier der Frauen. Aber nur die Brandin fragte, was sie für Bericht brächten. Die Agnes suchte sich ihre Kunde nur aus den Mienen von Vater und Bruder heraus. Aber das einzige, was sie erfuhren, war, daß der Hans nicht loskam. Einzelheiten erzählten die beiden nicht.

Die Agnes aber mußte die Männer immer wieder ansehen. Es lag in den Gesichtern etwas, was sie ängstigte. Sie wußte nicht, was; es benahm ihr den Atem.

Sie fand im Hause keine Ruhe. Es trieb sie von Stube zu Stube. Am längsten weilte sie noch in ihrer eigenen Kammer. Da saß sie ein paarmal mit gefalteten Händen auf einem Stuhl und starrte vor sich hin. Ihre Hände zuckten und redeten eine Sprache, die fast deutlicher als Worte war. Die Furcht schüttelte sie. Es

war nicht der gefangene Bruder, um den sie sich ängstigte. An den dachte sie kaum. Aber der Vater — sah so merkwürdig aus. Unheil lag in der Luft. Gott — Gott — wenn sie ihm, dem — dem vom Brunnen — — —

Fünftes Kapitel

Oberst Achard kam auf das Gut.

Es war noch so früh am Tag, daß die Brands gerade eben vom Frühstück aufstanden. Der Kari sah ihn vom Fenster aus wegsherauf kommen.

„Besuch," meldete er finster und höhnisch.

Die Mutter überzeugte sich, wer das sei. Auch der Bauer schaute hinaus.

Agnes räumte das Kaffeegeschirr hinweg. Sie brauchte nicht auszuschauen, sie wußte schon, wer da kam.

Der Vater ging zur Tür. Er stand dort einen Augenblick und besann sich. „Kari!" rief er dann, und beide verließen die Stube.

Agnes hörte sie in die Kammer der Brüder treten.

Die Mutter seufzte halblaut: „Jesus, Maria."

Dann öffnete Achard die Tür. Schlank und vornehm wie immer sah er aus, strich sich den feinen Spitzbart und fragte: „Sind eure Männer schon fort?"

Da stand Brand hinter ihm. Achard drehte sich nach ihm um. „Ihr seid bei mir gewesen wegen Eures Buben," sagte er. „So etwas kann man nicht vor den Ohren anderer abmachen. Ich bin nicht so schlimm, wie Ihr denkt. Euer Sohn kann schon wieder freikommen, aber ich will, daß Ihr Euch nicht so widerhaarig zeigt. Feindschaft zeugt Feindschaft."

Dem alten, stillen Brand lauerte eine sonderbare Schlauheit aus den Augen. Was wollte der glatte Welsche, der ihn gestern wie Luft behandelt hatte und heute wieder ganz zutraulich tat?

„Wir würden Euch danken, wenn wir den Hans wieder hätten," sagte er zögernd.

„Ihr seid zu störrisch," fuhr der Franzose fort. „Ihr müßt nicht tun, wie wenn wir Wilde wären. Ihr sollt Euern Sohn wieder haben — morgen — oder übermorgen — Ihr müßt es mir nur mit etwas Vertrauen vergelten." Er unterbrach sich. „Ich bin aber nicht deswegen gekommen. Ich will nach der toten Alp. Ihr könnt mir wohl den Weg weisen, wie?"

„Das können wir," antwortete Brand.

Agnes erschrak. Was war mit dem Vater? Er heuchelte doch nie. Die jähe Freude aber, mit der er jetzt dem Offizier zu Willen war,

konnte doch nicht echt sein. Oder war — Was hatten sie Heimliches, der Kari und er?

Sie trug es auf der Zunge, zu Achard zu sagen: Nimm dich in acht!

Da wendete sich dieser an sie. „Komm mit, Jungfräulein! Ihr Frauen habt mehr Zeit als die Männer. Und wisset den Weg wohl ebensogut.

Es war ihm nicht recht Ernst mit der Bemerkung. Aber da nahm schon Brand das Wort: „Nun, so geh nur mit, ein Stück weit," sagte er zur Tochter.

„Geh nur," wiederholte er, als er sah, wie diese verwundert zauderte. „Zeig dem Herrn nur den Weg. Er ist nicht so leicht zu finden."

Der Kommandant nickte Agnes zu.

Sie rührte sich nicht.

Da ging er hinaus.

„Geh, wenn ich dir sage!" befahl Brand der Tochter. „Er findet den Weg nicht allein."

Die Stube drehte sich mit Agnes. Was war das? Sie lief in den Flur hinaus, weil sie fürchtete, daß der Vater sie sonst hinausstoßen werde. Durch die offene Tür sah sie, daß der Kari in seiner Kammer stand und ein Gewehr in Händen hatte. Sie starrte ihn an. Da packte der Vater, der ihr gefolgt war, sie am Handgelenk.

Hatte er den Verstand verloren? Seine Augen hatten einen furchtbaren Ausdruck.

„Führ ihn in die tote Alp," raunte er ihr zu. Es kam mehr wie ein Keuchen als ein Sprechen aus ihm heraus. „Führ ihn hinein, bis ganz hinein!"

Die flackernden Augen hatten eine merkwürdige Gewalt über sie, wie wenn sie ihr einen fremden Willen aufzwängen.

„Hörst?" fragte Brand.

„Ja," antwortete sie, aber sie wußte nicht, was sie sagte.

Er schob sie der Tür zu.

Jetzt stand sie im Freien.

Es war ein warmer Morgen, halb wolkig, halb blau, ohne Wind und ohne allzuviel Sonne.

Achard stand noch unweit des Hauses und wartete. Nicht auf sie wartete er, aber er mochte wohl denken, daß noch irgend jemand kommen werde, ihm Bescheid zu sagen.

Sie schritt wie im Schlafwandel auf ihn zu. Er reichte ihr freundlich und ohne Überraschung zu zeigen die Hand.

„Ich soll mit Euch gehen," sagte Agnes, auch das wie im Traum.

„Das ist verständig," erwiderte er.

Dann setzten sie sich in Bewegung.

Der Weg war steinig, aber anfangs gerade breit genug für zwei. Sie sprachen nicht. Achard tat wirklich, als ob er eine fremde Wegweiserin neben sich hätte. Vielleicht war er auch in Gedanken. Agnes ging noch immer mit dem Empfinden dahin, daß die Augen des Vaters ihr im Rücken nachschauten. Die — die schrecklichen Augen.

Nach einer langen Weile erst sprach Achard sie an: „Wir werden kaum mehr lange hier sein."

Agnes schaute auf, aber als sie Achards Blick begegnete, schlug sie den ihren nieder und errötete heftig.

„Der Krieg zieht sich wieder hier herüber," fuhr Achard fort.

Der Fußpfad bog in einen Wald ein und stieg steil an. Sie waren außerhalb des Sehkreises des Sonnigegghauses angelangt. Es wurde still und einsam um sie. Vielleicht erinnerte sich der Franzose erst jetzt, daß er das Mädchen bei sich habe, dem er am Brunnen schön getan. Er faßte ihren Arm, ihre Hand, und schritt so mit ihr weiter. Aber seine Gedanken irrten wieder von ihr ab. Er hatte Befehle erhalten, die darauf hindeuteten, daß sein Regiment bald aus Uri zurückgezogen werden würde. Der Feind drang überall vor. Sein

Gang heute morgen hatte den Zweck einer Erkundigung.

Agnes war wie betäubt, aus allen Gleisen geworfen. Jetzt meinte sie reden zu müssen: Du — du — es ist Gefahr — ich weiß nicht welche, aber es ist Gefahr. Dann wurde ihr plötzlich warm im Herzen wie von der Sonne, die eben wieder eine Weile am Himmel freien Weg hatte und auf den Waldpfad herunter schien. Er war ja so freundlich, der Offizier.

Jetzt streichelte Achard ihr die Hand. Jetzt zwang er sie, seinen Blick zu erwidern. Jetzt bot er ihr die Lippen. Die Stille lenkte seinen Sinn auf das Mädchen. Das Spiel ergötzte ihn.

Sie küßte ihn. Sie wußte nicht, warum sie es tat. Aber er war doch so freundlich, der Herr.

Ihre Zutraulichkeit stimmte ihn weich. Er sagte ein paar ernste Worte: „Ich gehe ungern fort aus diesem harten, dunklen Lande. Ihr seid glücklich hier. Ihr habt etwas Großes an dieser Einsamkeit."

Immer noch fiel die Sonne auf ihre Häupter. Baumäste schwenkten im Winde auf und nieder. Wolken segelten über ihnen südwärts.

Ein kleiner Vogel saß auf einem mächtigen grauen Stein und sang.

Achard hielt Agnes zurück und zeigte ihn ihr. „Schau, wie hübsch," sagte er.

Sein Arm hielt sie fest. Sie stand an ihn gelehnt und schloß die Augen ein wenig. Das war gut so.

In diesem Augenblick erschrak der Vogel und flatterte auf.

Agnes fuhr zusammen. Ihre Seele war auch so wie ein Vogel, den ein plötzlicher Schrecken aufjagt. Halt — hörte sie nicht Schritte? Nein! Nein! Es war nichts. Aber — aber — „Führe ihn in die tote Alp," hatte der Vater gesagt. Und — da oben hinter dem Felsblock, auf welchem der Vogel gesessen hatte, bog der Fußpfad nach Westen und hinein in die verlorene Alpe.

Das Mädchen machte sich los. Sie lief voran. Wilde Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Jetzt dachte sie davonzulaufen, damit sie nichts höre und nichts sehe. Jetzt meinte sie sich umwenden und dem Offizier zurufen zu müssen: Geh nicht weiter, keinen Schritt. Du läufst in die Falle. Jetzt endlich faßte sie ein verzweifelter Trotz. Mit ihm gehen wollte sie, jetzt gerade, und keiner sollte ihm etwas anhaben.

Achard war erstaunt. Er konnte sich ihr Benehmen nicht erklären. Trieb eine plötzliche Sprödigkeit sie zur Flucht?

Da stand sie schon wieder still und wartete auf ihn. Ihr aschiges Haar war ein wenig

wirr, ihr Blick ein wenig verstört. Sie stand am Eingang eines schmalen Felsenweges, an dessen einer, steil abfallenden Seite ein kleiner Wildbach lärmte. Ein wildes Tal schnitt hier nach Westen.

„Ihr solltet doch nicht da hinein," sagte sie, als er sie erreichte.

„Warum?" fragte der Kommandant.

„Es ist wüst da drin," antwortete sie.

Er wurde aufmerksam. Hinter ihrem merkwürdigen Benehmen mußte etwas stecken. Die Bevölkerung war feindlich! Vielleicht war irgendwo eine Falle gelegt.

„Da geht es doch nach der toten Alp?" fragte er.

Agnes nickte. Scheu sah sie sich um.

Achard war ein Soldat von rascher und scharfer Auffassungsgabe. Er begann zu verstehen. „Es ist noch ein anderer Zuweg als dieser?" fragte er.

Sie antwortete nicht gleich.

Da trat er dicht an sie heran und packte ihren Arm.

„Ja," gestand sie jetzt.

„Kürzer?" fragte er, und sie bejahte auch das.

Nun schritt er an ihr vorbei auf dem Felsenweg dahin. Er öffnete die Ledertasche seiner Pistole. Die Ergründung dessen, was das

Mädchen ihm verbarg, galt ihm mehr als die Gefahr.

Agnes folgte ihm. Zwei Gewalten rissen an ihr. Die hatten harte Fäuste. Furcht und verzweifelter Mut. Sie fühlte, wußte dunkel, was kam. Da drinnen in der Alp — warteten zwei. Der Vater — und der Bruder.

Sie wußte es — wußte es.

Der Oberst stieg vorsichtig weiter. Der Pfad wurde sehr steil und wand sich zwischen Tannen in scharfen Kehren aufwärts. Der Bach, der an seiner Seite blieb, wurde zum Wasserfall.

Plötzlich fast erreichten sie die Höhe. Eine kahle Bergwiese, die wie eine Zinne war, lag vor ihnen. Das Gras war gelb, noch kaum vom Schnee befreit. Kein Baum wuchs mehr in dieser Höhe. Auf dem jenseitigen Ende der Alp schien es ins Leere, in die Ewigkeit hinauszugehen. Wolken wirbelten dort vorbei. Es schwindelte einem, so rasch schoß eine der anderen nach. Wind war auf der Hochebene. Er warf sich den Ankömmlingen entgegen, als ob er ihnen den Eintritt verwehren wollte.

Jetzt tauchten drüben, wo die weißen Wolken sich jagten, zwei Gestalten auf. Sie sahen aus wie Riesen, wie sie sich so in harten, scharfen Umrissen wider den Himmel zeichneten. Sie

teilten sich und schritten die eine hierhin, die andere dorthin.

„Jesus, Maria," stöhnte Agnes. Dann wollte sie in angstvoller Verwirrung gutmachen und stotterte: „Es sind nur der Vater und der Bruder."

Achard sah sich nicht nach ihr um, aber sie spürte seinen Zorn.

„Die gehen wohl auf die Jagd, die zwei, he?" fragte er höhnisch.

Er hielt seine Waffe in der Hand.

Die zwei Gestalten kamen näher. Der alte Brand schritt gerade auf den Offizier zu, der Kari umging ihn in einem Bogen.

Der Kommandant beobachtete den Burschen; er wußte, der verstellte ihm den Rückweg.

Agnes fröstelte. Die Beine versagten ihr den Dienst. Sie blieb stehen und hielt sich kaum aufrecht.

Hundert Schritt vor Achard hielt der alte Brand inne. Ein Windstoß hatte ihm den Hut vom Kopf gerissen. Jetzt spielte der scharfe Luftzug mit seinem spärlich werdenden Haar und wehte ihm den schwarzen Bart auf. Er war so breitschultrig, daß der Offizier ein gutes Ziel an ihm hatte, wenn er feuern wollte.

Der Kari stellte sich indessen am Alpausgang auf. Beide hielten das Gewehr schußbereit im Arm.

„Bist jetzt zufrieden, Mädchendieb?“ begann Brand. „Hast ihr jetzt genug schön getan?“

Der Kommandant hob die Pistole.

Da schrie Agnes auf und warf sich ihm an. Mit der freien Hand winkte sie den Vater zurück.

„Weg da!“ rief Brand ihr zu. Er hätte einen Hund kaum verächtlicher anfahren können.

Achard schüttelte sich mit einer heftigen Bewegung frei.

„Wehr dich, du Landpest!“ schrie Brand.

Er trat einen Schritt zurück, damit er den Gegner nicht zu dicht vor dem Lauf habe. Langsam hob er das Gewehr.

„Du oder wir,“ fuhr er fort. „Es ist Kriegszeit. Aber du mußt nicht meinen, daß wir dich unehrlich erschlagen.“

Achard schoß. Aber Agnes war ihm im letzten Augenblick in die Hand gefallen, so ging der Schuß fehl.

Der Welsche wich zur Seite.

Drüben stand der Bauer steil, stämmig, furchtbar. „Es ist nicht für mich allein, es ist für das ganze Land,“ sagte er.

„Ich — ich habe ihn gern,“ schrie das Mädchen. Sie streckte beide Arme gegen den Vater aus, der jetzt das Gewehr an der Wange hatte.

Der Knall zweier Schüsse vermischte sich. Pistole und Gewehr hatten sich gleichzeitig entladen.

Der Oberst schlug mit der Hand in die Luft. Dann fiel er.

Dem alten Brand rann Blut von der gelben Wange in den Bart. Er achtete nicht darauf. Langsam, wie der Jäger, der die Wirkung seines Schusses prüft, ließ er das Gewehr sinken.

Die Agnes lag in den Knien und hielt die Hände vors Gesicht geschlagen. Der junge bleiche Kari kam langsam heran.

Die beiden Männer traten zu dem Toten.

„Ja," sagte Brand. Nur dieses kurze Wort, das wie der Schluß und Entscheid zu einem Satze war. Dann winkte er mit dem Kopfe.

Der Kari lief ein Stück des Weges zurück, auf welchem sie gekommen waren. Er kehrte mit einer Hacke und zwei Schaufeln wieder.

Der Wind zog über die Alp, und die weißen Wolken wirbelten am Horizont herauf und hinweg.

Der Agnes sanken die Hände vom Gesicht. Mit aufgerissenen Augen sah sie den Männern zu.

Die waren stumm. Vater Brand schritt mit dem Pickel über die Grasfläche. Irgendwo lagen Steine, die vor langen Jahren Hirtenbuben zusammengetragen hatten. Er betrachtete

die Stelle. Ein Blick nur, dann kam der Kari mit dem übrigen Werkzeug.

Sie schafften die Steine beiseite und begannen zu graben. Niemand sonst war in der Nähe. Wer verirrte sich in die tote Alp!

Die beiden taten ihre Arbeit rasch. Der Wind fuhr ihnen über die Köpfe. Der wilde Wind faßte auch Agnes, die sich erhoben hatte. Er riß an ihren Röcken und löste Strähnen ihres Haares. Vor den wirbelnden Wolken und dem wilden Winde schwindelte ihr. Vielleicht auch von den wilden Gedanken.

Es mochte eine halbe, auch eine Stunde vergangen sein, seit sie so stand.

Da sah sie die Männer mit der Arbeit aufhören. Wortlos, wie sie gegraben hatten, kamen sie heran, faßten die Leiche an und trugen sie zu der Grube. Sie legten sie hinein. Und wieder begann das Schaufeln. Mit peinlicher Sorgfalt suchten sie zuletzt die Erdreste zusammen, die außerhalb des Grabes da und dort das Gras bedeckten. Genau wie vorher, als hätten sie sich die Lage jedes einzelnen Brockens gemerkt, schichteten sie den Steinhaufen wieder auf. Da blieb keine Spur dessen, was geschehen war.

Und wieder sprach keiner. Der Alte nickte, dann nahmen sie das Werkzeug zusammen.

Endlich kam Leben in die Agnes. Sie näherte sich. Ihre Schritte waren unsicher, und sie fuchtelte mit den Armen, als ob Gebärden ihr helfen sollten, wo sie nicht gleich Worte fand.

„Beten sollte doch einer," stieß sie heraus.

Der Vater trat auf sie zu und packte sie am Arm. In seinen Zügen war etwas, das so hart war wie die Steine, die sie da aufgeschichtet hatten. Die Tochter mit sich führend, schritt er dem Alpausgang zu. Der Kari folgte.

Noch ehe sie das Ende der Matte erreichten, taumelte Agnes und wäre gefallen, wenn Brand sie nicht gehalten hätte. Die Männer schöpften Wasser von einem Bache. Mit dem netzten sie ihr die Stirn. Dann schleppten sie sie weiter. —

Die Bäuerin stand unter der Tür, als sie in Sicht der Hütte kamen. Seit einer Stunde war sie da, von Unrast getrieben, ab und zu gegangen. Sie war totenbleich, aber auch sie fragte nicht, als die drei auf die Schwelle traten.

„Nimm sie, sie fällt sonst zusammen," sagte Brand und schob ihr die Tochter zu.

Die Frau legte den Arm um die Hüfte des Mädchens, aber es entwand sich ihr und hielt sich an den Wänden des Hausflurs. So tastete es sich in die Wohnstube. Die Mutter folgte.

Die Männer trugen das Werkzeug in den Stall. Dann kamen auch sie nach. Sie fanden

die Agnes wild wie eine toll gewordene Katze. Sie schrie auf, als sie die beiden sah.

Die Mutter sagte mit dumpfem Ton: „Sie hat den Verstand verloren."

Kari starrte die Schwester an. Es schien auch ihm, der sich bisher nichts hatte merken lassen, übel zumute zu werden.

Nur der Bauer verlor seine starre Ruhe nicht.

„Mörder!" schrie die Agnes. Sie lief in der Stube auf und ab, warf sich auf diesen Stuhl, auf jenen und sprang rasend wieder auf. „Schelme seid ihr," gellte ihre Stimme. „Was hat er euch getan? Ihr hättet gut mit ihm fahren können, wenn ihr nicht so stierig gewesen wäret. Jedem Schandmaul habt ihr geglaubt, was es von ihm Schlechtes wußte. Schelme, Mörder ihr!"

So in zerrissenen Sätzen schrie sie ihre Qual aus. Alles, was sich ihr in der vergangenen Stunde wie Eisen und Blei auf die Seele gelegt hatte, fauchte sie den Männern entgegen, und als der Vater auf sie zukam, um sie zu fassen, entriß sie sich ihm und hob die Finger wie Krallen gegen ihn.

„Schweig!" keuchte Brand. „Schweig oder ich binde dich, daß du kein Glied mehr rühren kannst!"

Da glitt die Agnes an ihm vorbei der Tür zu. „Ich will es schon sagen, ich," kreischte sie. „Ich trage das nicht mit mir herum, daß ich

daran ersticken muß. Und wenn wir alle zugrunde gehen, ich will es schon sagen!"

Schon riß sie die Tür auf. Schon war sie im Flur.

Da sprang der flinke Kari ihr nach und hielt sie fest. Mit dumpfem, schwerem Schritt kam der Alte nach. Er packte die Tochter an beiden Schultern.

„Ich fürchte dich," murmelte Agnes.

Er antwortete nicht. Er riß sie nach dem Versteck hinüber, wo sie so lange vor den Augen Achards verborgen gewesen. Er schob sie hinein und schloß hinter ihr ab.

Sie schrie und tobte wie eine Verzweifelte. Er achtete nicht darauf. Der Kari stand im Flur und die Bäuerin in der Stube. An beiden ging er vorbei, zog seinen Rock aus und hing ihn an den Nagel, wo er immer hing, wenn er zur Arbeit ging. Und zur Bäuerin wendete er sich: „Die schwarze Kuh ist nah am Kalben. Rufe mir, wenn es nötig ist," und zum Kari sagte er: „Komm mit, wir wollen grasen in der Breite."

Sechstes Kapitel

Der Tag verging.

In dem Kerker der Agnes wurde es still, ganz still. Die Mutter wollte nach ihr sehen, doch

fand sie die Tür hoch mit Stroh zugeschüttet. Da lief sie zu ihrem Mann. „Du wirst das Kind doch nicht umkommen lassen?“ beschwor sie ihn.

„Sie hat Milch und Brot,“ antwortete er, kein Wort weiter.

Am Abend saßen sie beisammen in der Stube, die Mutter strickend, der Vater mit der Pfeife im Mund, der Kari in einem Kalender blätternd. Wohl eine Stunde saßen sie ohne zu reden da. Was sollten sie sagen?

Da wurde es vor dem Hause lebendig. Ein Leutnant und der kleine Sergeant traten in die Stube. Draußen sahen sie mehr Soldaten stehen.

Dem Kari zitterte der Kalender in der Hand. Die Bäuerin ließ das Strickzeug sinken, und ihre Augen wurden weit und bang. Nur der Vater paffte dicken Rauch aus seiner Pfeife und saß breit auf der Bank.

„Ist der Kommandant hier gewesen?“ fragte der Leutnant kurz.

„Vorbeigegangen wohl,“ antwortete Brand dumpf, kaum die Pfeife aus dem Munde nehmend.

„Wann?“ fragte der Offizier weiter.

„Heute morgen,“ gab der Bauer Bescheid.

„Wohin habt Ihr ihn gehen sehen?“ verhörte der Leutnant und schimpfte: „Zum Teufel, seid nicht so stockig und maulfaul!“

Dann ließ sich zum erstenmal die Wespe giftig vernehmen: „Die wissen wohl, warum sie nicht reden.“

Der Bauer rückte nicht von der Wand, an die er seinen breiten Rücken lehnte, aber er stemmte die Faust auf den Tisch und sagte: „Wir Bauern haben uns nicht um euch Soldaten zu kümmern. Was sollen wir wissen, wo euer Kommandant hingegangen ist? Der Bub da hat ihn gegen den Ruchen steigen sehen. Nicht wahr, Kari?“

Der Kari bekam Leben. „Ja,“ bestätigte er. „Gegen den Ruchen hinauf ist er gestiegen.“

Der Leutnant wendete sich zum Gehen.

„Ihr habt nicht alles gehört, was die wissen,“ zischte ihm der Sergeant auf Welsch zu.

„Gut, laßt sie mitkommen. Sie sollen uns den Weg zeigen,“ entschied der Leutnant.

So stiegen sie an den Ruchen hinauf. Die Welschen hatten Laternen bei sich, und als der Tag kam, waren sie noch auf dem Berg und hatten von dem Kommandanten keine Spur. Der alte Brand ging in steinernem Gleichmut seines Weges. Um Auskunft wendeten sich die Soldaten zumeist an Kari.

Die Wespe machte sich an den Leutnant. „Traut ihnen nicht,“ raunte er, „Sie wissen mehr, als Ihr meint. Der Oberst hat ein Auge

auf die Haustochter gehabt. Wer weiß, was sie mit ihm angefangen haben."

„Wir werden sehen," antwortete der junge Offizier.

Er ordnete den Abstieg an. Dabei ließ der Sergeant wie aus Zufall je zu beiden Seiten der Bauern einen Mann mit aufgepflanztem Bajonett gehen.

„Mit nach Altdorf!" befahl der Leutnant, als sie wieder auf Sonnigegg ankamen.

Brand muckste nicht. Er stopfte die Pfeife zum viertenmal und ging an seinem Haus und der Frau, die eben heraustrat, vorbei, wie wenn sie ihm fremd wären.

Der Kari nahm es weniger gelassen. Er blieb stehen und rief dem Vater zu: „Wenn wir mitgehen, kommen wir nicht mehr lebend herauf. Man kann uns freie Leute doch nicht wie Schelme führen, wohin man will."

Der Alte stand still. Er neigte den dunkelbärtigen Kopf, wie wenn er auf eine ferne Stimme lauschte.

Schon wollten die Soldaten Hand anlegen und die beiden mit Gewalt weiter führen.

Da scholl von Altdorf herauf ein helles Trompetensignal.

„Er ist zurück," sagte der Leutnant. „Das gilt uns."

Wieder klang die Trompete dringender und mahnender in den Morgen.

„Eile!" sagte der Leutnant und befahl: „Laufschritt!"

Der Sergeant stellte sich an die Spitze. Die kleine Schar eilte talzu.

Die beiden Bauern blieben allein.

„Sie kommen schon wieder," sagte der Kari.

Bevor sie ins Haus traten, hielt Brand ihn am Arm zurück. „Wenn es auskommt," raunte er mit gepreßter Stimme, „habe ich es allein getan. Hörst? Ich allein. Ich bin alt. Du nützest den Frauen mehr als ich. Du und der Hans, ihr werdet das Heimwesen wohl halten können."

In den paar Worten war ein Tod und eine Zukunft enthalten. Es war das erste- und letztemal, daß er über das furchtbare Ereignis sprach.

Die Bäuerin trat zu ihnen. „Die Agnes hat wieder geschrien," sagte sie.

Da begaben sie sich gemeinsam nach dem Versteck. Der Bauer räumte das Stroh hinweg.

„Komm heraus," sagte Brand, als er die Tür aufgeschlossen hatte.

Agnes kroch hervor. Sie sah zum Erbarmen aus. Das Haar hing in zwei gelösten Flechten schwer über die Schultern nach vorn. Sie be-

gann mit schluchzender Stimme zu sprechen: „Ich – ich will schon schweigen. Nur — nur sperrt mich nicht mehr da hinein, wenn ich nicht verrückt werden soll."

Sie war zermürbt. Der furchterfüllte Blick suchte immer wieder das Gesicht des Vaters. Sie suchte darin nach der Lösung eines Rätsels. An diesem riet sie, seit sie da drinnen in dem Verschlag zu toben aufgehört und, nachdem die Erschöpfung sich gelegt, zu grübeln begonnen hatte. Der Vater war ein rechtschaffener Mann; sie hatte ihn nie anders gekannt. Auch ein gütiger Mann; sie hatte es oft erfahren. Und sie hatte ihn gern, mußte ihn gernhaben. Mein Gott, wie hätte es anders sein können? Warum nur hatte er das Furchtbare tun müssen? — Der Offizier! Noch spürte sie die Berührung seiner Lippen. Noch — das würde nun nie — nie mehr sein! Kriegszeit, sagte der Vater — Kriegszeit — der Vater . . .

Immer wieder kehrten ihre Augen zu den Zügen des Alten zurück.

Brand hatte ihr nichts entgegnet. —

Sie arbeiteten dann tagsüber. Jeder tat das seine. Selbst Agnes tat es, mechanisch, ohne zu wissen, was sie tat. Und abends saßen sie wie immer in der Stube beisammen. Nur Worte hatten sie keine.

Aber verstohlen sah wohl auch Brand manchmal die Tochter an. Jetzt und noch an vielen Tagen nachher. Er sorgte sich wohl um sie. Er sagte es nicht, aber — sie war ihm doch immer das liebste Kind gewesen.

Einmal nachts in der Kammer sprach er zu seiner Frau: „Es ist ja hundertmal erwiesen, was er für ein Schlechter gewesen ist, der Franzos."

Das deutete vielleicht darauf hin, daß er den steten Vorwurf, die ewige Frage in Agnes' Augen las und sich vor sich selber rechtfertigte.

Die Soldaten kamen nicht wieder. An jenem Tage nicht, an dem die Brands noch atemlos auf ihre Wiederkehr warteten und — den Vater ausgenommen — über jedes Geräusch erschraken. Und später nicht!

Über die kleine Welle, die über das Sonnigegg hingegangen, schlug eine größere See und begrub jene.

Am Abend jenes ersten Tages kam der Hans plötzlich auf den Hof. Die Franzosen waren abgezogen. Ihn hatten sie vergessen. Der General Lecourbe, der Oberstkommandierende in Uri, hatte einen eiligen Rückzug befohlen, da die Erfolge der feindlichen Österreicher bei Zürich ihn zur Unterstützung der dortigen Truppen zwangen. In dem allgemeinen Lärm und

der Erregung dieses Rückzugs ging die Geschichte des vermißten Kommandanten Achard unter. Es war merkwürdig, wie niemand mehr nach ihm fragte.

Hans erfuhr, wo der Tote lag. Er war eines Tages auf der toten Alp und besah sich den Steinhaufen. Sonst betrat keiner mehr von den Brands die Stelle da oben. Nach wie vor sprach auch keiner von dem, was geschehen war.

Agnes klagte nicht. Sie zeigte auch den Männern keine böse Mienen, aber sie betete viel in der Kirche und daheim. Sie wurde sehr still. Ihr Herz ging, ihr unbewußt, zu dem zurück, der da oben auf der Alp lag. Wie es so geht, wenn die Zeit mit ihrer mildernden Hand Gewalt bekommt, erschien ihr besser, was an jenem Fremden gut gewesen, und was sie Schlechtes von ihm gehört hatte, verlor seinen Eindruck. Nach und nach erst vertiefte sich das Gefühl, über das sie sich nicht klar gewesen war, und wuchs sich die Erinnerung an den Toten zu einem nagenden Heimweh aus. Je mehr sie sich aber in diese hungernde, heimliche Sehnsucht verbohrte, um so zurückhaltender wurde sie gegen die Ihrigen und um so deutlicher leuchtete die stumme Frage aus ihren Augen, wenn sie den Vater ansah.

Brand fühlte das und daß ihm die Liebe der Tochter darob abbröckelte wie Ufersand, an dem das Meer frißt. Es kam ihn hart an. Aber er verbiß das. Er bekam nur im Gesicht einen Ausdruck, als ob ihm eine Krankheit die Wangen abzehrte.

Die Agnes heiratete nicht, obwohl einige Burschen kamen, denen das schöne Mädchen in die Augen stach. Sie nannten sie bald nur spöttisch die Klosterfrau, weil sie so scheu und fromm war. Aber ins Kloster ging die Agnes nicht.

Sie starb früh.

Die Mutter, als sie mit gefalteten Händen an ihrer Leiche stand, sagte: „Es hat sie in den Boden hineingedrückt."

Brand war bei der Toten eine ganze Nacht allein.

Die beiden Alten aber waren zäh. Sie bogen wohl die Rücken, aber sie gingen nicht zugrunde.

Neue Ereignisse und neue Schrecken brachen über Land und Haus herein. Schlachten wurden geschlagen, Altdorf ging in Flammen auf. Aus der Blut- und Feuerzeit bauten der Kari und der Hans sich den eigenen Herd."

— — — — — — — — — — —

Die alte Frau schwieg.

Es war tiefspäte Nacht geworden und so dunkel, daß keines mehr das andere sah. Selbst

die Fliegen hatten sich zur Ruhe gesetzt. Die Nacht wehte kühler durch die Fenster.

„Ist das Grab noch auf der Alp?" fragte der Augustin.

„Es ist," antwortete die Ahne.

Dann erhob sich die Mutter Franziska zuerst. Auch die andern gingen schlafen. Die Ahne war die letzte. Sie machte die Fenster zu und sah nach dem Himmel. Da glänzte ein Mondstreif, wo das blutige Rot erloschen war. Die alte, hagere Frau stand lange und schaute hinüber. Was sah der Mond? Wie viel Totengesichter! Wie viele Brände und Ruinen? Wieviel Elend und Angst und schlaflose Augen! — Kriegszeit! — Kriegszeit! — Furchtbare Zeit!



Wehrmannslied

Hier halt' ich Wacht!
Rings sind die Länder rot von Blut und Bränden.
Es wehrt der Qualm dem Tag, sein Licht zu spenden.
Nur über meiner kleinen Heimat lacht
Ein leiser Sonnenstrahl.
Ich halte Wacht!

Ich halte Wacht!
Rings geht der Völker atemloses Ringen.
Rings saust die Luft von Kugeln und von Klingen.
Ein Eiland nur erreicht noch nicht die Schlacht.
Sei still, mein Heimatland!
Ich halte Wacht!

Ich halte Wacht!
Mir ist das Herz von heißem Stolz entzündet,
Mein Land hat auch auf mich Vertraun gegründet . . .
Es grüßt den Sohn mit seiner Firne Pracht
Und mahnt ihn, treu zu sein.
Ich halte Wacht!

Ich halte Wacht!
Mag, wie es will, dies Weltenschrecknis enden,
Hier steh' ich, stark von Herz und stark von Händen,
Und was du fordern magst, dir sei's gebracht,
Mein Land, mein Schweizerland!
Ich halte Wacht!



Kanonendonner

Die ganzen Tage schwieg die Stimme nicht,
Kaum daß die Nacht die grollende erstickte.
Es klang wie Gottes Zorn und Weltgericht
Das Echo, das der Krieg herüberschickte.

Die stillen Täler schlummerten nicht mehr,
Die Firne bebten selbst, die sommerlosen,
Der schwarze Bergwald reckte ahnungsschwer
Die Wipfel nach dem fernen dumpfen Tosen.

Bruder im Feld, nun magst du deine Wacht
Noch schärfer halten und noch emsiger spähen,
Ob nicht die Wellen der gewaltigen Schlacht
Wild flutend über unsre Grenzen gehen.

Bruder daheim, nun laß das Feilschen nur,
Bei wem in diesem Krieg das Recht zu finden,
Schon rückt uns nah und näher seine Spur,
Schon siehst am Himmel du sein Feuer zünden,

Und was da gellt, ist nicht mehr Streit um Recht,
Das ist ein Ringen um Bestehn der Erde.
Sein Letztes gibt ein jegliches Geschlecht.
Stumm sein bleibt uns und harren, was da werde.



Grenzwacht

Wilder Schlachten Schrecken wüten
Rings um dich, mein Heimatland.
Deine Grenze zu behüten,
Nahm auch ich die Wehr zur Hand.
Jeder Tag, der geht zur Rüste,
Taucht mir dein Gebirg in Glut,
Als ob das mir sagen müßte:
Sohn, mein Sohn, nun wache gut!

Weltensturmwind, tobe, brause!
Noch ist mir der Himmel licht.
Eine Mutter sitzt zu Hause,
Weiß vom Scheitel, still und schlicht.
Zu mir wird ihr Sinn sie tragen,
Wie er jeden Tag es tut.
Vor sich hin hör' ich sie sagen:
Sohn, mein Sohn, nun wache gut!

Aber soll es denn geschehen,
Heimat, daß der Sturm dich faßt,
Eine Mauer wird dir stehen,
Wo du deine Grenzen hast.
Brüder, reicht mir eure Hände!
Trage, Mutter, leichten Mut!
Trau uns, Heimat, bis ans Ende!
Deine Söhne wachen gut.



Das Friedensland

Eine Insel steht im Meer.
Wogen branden und brausen,
Wetter wüten um sie her,
Winde rasen und sausen.
Nur das Eiland verheeren sie nicht.
Rage, rage du heiliger Strand!
Gott behüte dich, Heimatland,
Insel, wo sich die Sintflut bricht.

Wilde Klage weint und gellt.
Wunden klaffen und bluten.
Krieg ist Herr. Es zuckt die Welt
Unterm Schlag seiner Ruten.
Nur ein Eiland liegt wunderlich still.
Frühling öffnet die gütige Hand,
Frühling segnet mein Heimatland
Wie einen Garten, der blühen will.

Mit dem Schwert mäht das Geschick
Gestern, heute und morgen,
Doch ein Restlein Menschenglück
Blieb dem Schnitter verborgen.
Leuchtend blüht es und still und gemach
Wie die Blume, die keinem bekannt.
Hege es, heiliges Heimatland,
Denn eine Welt hat Not danach!



Er wohnte bei der Witwe Elise Zimmermann, die ein bescheidenes Zinseinkommen hatte und diesem mit ordentlich bezahlter Näharbeit nachhalf. Er war wohlhabender Leute Kind. Die Eltern lebten in Deutschland, und die Mutter hatte ihm selbst die Unterkunft, die ihr bei einem Besuch gefallen, ausgesucht. Er hieß Fritz Dittrich und wollte an der Universität, die oben auf dem Berge stand und wohin er aus dem Häusergewirr des Limmatkais einen ansehnlichen Weg hatte, studieren.

Zwei Wochen saß er schon in seinem Zimmer unterm Giebel und konnte sich immer noch nicht sattsehen an der Herrlichkeit, die sich seinen Blicken vom Fenster aus auftat. Es war Vorfrühlingszeit, und sie schuf dem schönen Stadtbilde einen leuchtenden blauen Himmel zum Rahmen und eine strahlende Sonne zur weiteren Pracht, als wollte sie dem Fremdling bedeuten, daß er das Paradiesland da nun recht liebgewinnen möge.

Fritz staunte es am Morgen, Tag und Abend an und wußte nicht, wann er es am schönsten finden sollte. Doch bewegte die Dämmerzeit seine Seele am meisten, wann hinter den noch unbelaubten Bäumen des Lindenhofes der Hori-

zont sich rot färbte, die Limmat aber dunkler und stiller floß, die Brücken sich leichter, lebendiger und beschwingter von einem Ufer zum andern spannten, weit hinter dem See aber über die weißen Alpengipfel geheimnisvolle Lichter und Schatten spielten. Er lehnte dann bis zum völligen Dunkelwerden am Gesimse. Das Herz wurde ihm weich. Er dachte an zu Hause und fühlte sich allein. Er war erst neunzehnjährig, zum erstenmal in der Fremde und ein etwas weichmütiges Mutterkind. Da er sich schwer an andere anschloß und noch keinen eigentlichen Kameraden gefunden hatte, machte es ihm einen großen Eindruck, als eines Morgens ein Strauß vor seiner Tür und ein Kuchen auf seinem Frühstückstisch stand, obwohl er niemand gesagt hatte, daß sein Geburtstag war. Er erfuhr nachher, daß seine Wirtin das Datum seiner Geburt aus seinen ihr zur Ablieferung übergebenen Papieren ersehen. Ihre Worte aber, sie habe gehört, daß in der Fremde ein Hämpfelchen Liebe mehr gelte, als daheim ein ganzer Kasten voll, gewannen ihr vollends seine Zuneigung.

Er saß eines Abends bei ihr in ihrer einfachen Dachwohnstube. Sie hatte ein feines, stilles Gesicht, um das das weiße Haar sich glatt und sorglich rahmte. Da er sich bisher

wenig um sie und ihre Umgebung gekümmert hatte, war er erstaunt, daß bald nachher ein junges Mädchen eintrat, das sein schwarzes, krauses Haar noch offen auf die Schultern fallen ließ und das ihm Mutter Zimmermann als ihre Tochter Regula vorstellte. Er saß etwas verlegen auf dem Rande eines Strohsessels, und Regula blickte ihn aus braunen Augen halb neugierig, halb lustig an.

Die Mutter erzählte, daß jene der Schule ledig, seit einem halben Jahr als Austrägerin in einem großen Modehause angestellt und den ganzen Tag vom Hause fort sei. Fritz entnahm aus dem Ton ihrer Worte und allerlei anderen kleinen Anzeichen, daß die Mutter keinen Studenten in ihre Wohnung genommen hätte, wenn die Tochter mehr daheim gewesen wäre. Sie schickte Regula auch bald auf einen Ausgang, hielt aber Fritz, der sich ebenfalls entfernen wollte, noch zurück. Das junge Mädchen trat, ehe es ging, auf ihn zu, reichte ihm die kleine runde Hand und tat ihm die schönen, weiten Augen noch einmal auf. Er wurde dabei rot, und wußte nicht recht, was sagen. Als er aber darauf mit der Mutter noch zusammensaß, wurde er zutraulicher. Er fand eine große Ähnlichkeit zwischen ihr und der Tochter. Insbesondere hatten beide dieselbe

stille, zurückhaltende und doch wohltuende Weise zu sprechen. Das Herz ging ihm auf, und er erzählte aus Leben und Elternhaus.

Frau Elise fand ebenfalls Gefallen an ihm. Seine Bescheidenheit streifte an Befangenheit, und er hatte noch etwas so knabenhaft Junges, daß sie mit der Freude jeder Frau am Bemuttern, ihn schon jetzt gleichsam als zweites Kind in Haus und Herz aufnahm.

Das freundliche Verhältnis zwischen Mieter und Wirtin gestaltete sich bald vertrauter. Fritz rühmte in seinen Briefen nach Hause, wie wohl er aufgehoben sei und daß ihm in Mutter Zimmermanns Pflege der Mangel an anderweitiger Bekanntschaft und Freundschaft völlig vergessen gehe.

So nahe er indessen der Mutter kam, die Tochter blieb ihm ziemlich fremd. Frau Elise sprach nicht von ihr zu ihm. Wenn er manchmal abends und Sonntags, zu Zeiten also, da auch Regula frei und daheim war, in die Wohnstube trat, fand er jene selten oder sie entfernte sich unter irgendeinem Vorwand bald. Begegnete sie ihm aber auf der Straße oder Treppe, so erwiderte sie kaum merkbar und flüchtig seinen Gruß. Da sie ihm im ersten Augenblick heiter und zutraulich begegnet war, wunderte er sich darüber und war anfangs ge-

neigt, sie für launisch oder eitel zu halten. Allmählich aber gewahrte er, daß hinter dem abweisenden Wesen des Mägdleins die Strenge der Mutter, vielleicht auch eigene ängstliche Sittsamkeit steckte.

Frau Elise machte kein Hehl daraus, daß sie Regula verboten habe, mit ihm zu verkehren. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Dittrich," sagte sie, „daß ich eine solche Vorsicht selbst einem so wohlerzogenen Menschen wie Ihnen gegenüber gebrauche." Ihr Haar erschien im Licht eines Sonnenstrahls gerade besonders weiß, und er mußte bei seinem Anblick denken, es liege eigene schmerzliche Erfahrung den strengen Ansichten Frau Elisens zugrunde. Der warme Klang ihrer Stimme nahm aber ihren Worten alles Verletzende.

Das alles dauerte gerade so lange, bis der Student vielleicht hätte anfangen können, seine Umgebung langweilig und eintönig zu finden.

Da saß er eines Sonntags in seiner sauberen kleinen Dachstube, das braune Gesicht mit der starken Nase über ein Buch geneigt, eine Locke seines schwarzen Haares in der Stirn, und wartete auf das Frühstück, das ihm Frau Zimmermann selbst hineinzutragen pflegte. Nach einer Weile klopfte es, und zum erstenmal trat Regula mit dem Aufwartebrett ein. Sie er-

röteten beide heftig, als befänden sie sich auf verbotenem Wege. Fritz gab sich indes Mühe, die Verlegenheit zu überwinden, und stotterte ein: „Ich danke Ihnen“, als Regula das Brett vor ihn auf den Tisch stellte. Er wollte mehr sagen, etwa, daß es sehr freundlich von ihr sei, ihn heute zu bedienen; allein Überraschung und Verlegenheit banden ihm die Zunge.

Schon schien es, daß Regula stumm wieder gehen wollte, als sie unter der Tür sich zurückwandte und sagte: „Die Mutter läßt Sie grüßen, Herr Dittrich, sie ist leider krank.“

Da sie ein nicht unbedenkliches Gesicht machte, fand Fritz Mut zu der Frage, was ihrer Mutter fehle. Und nun wurde Regula redseliger. Eine gewisse Entschlossenheit und Selbständigkeit ihres Charakters kamen zum erstenmal zum Vorschein. Sie erzählte, daß ihre Mutter mitten in der Nacht sich sehr unwohl gefühlt und daß sie, Regula, alsobald den Arzt gerufen und dieser bei der Mutter eine heftige und nicht unbedenkliche Erkrankung festgestellt habe.

„Ich bleibe natürlich zu Hause,“ erklärte sie, „und will versuchen, ob auch ich Sie richtig besorgen kann.“

Fritz sprangen abermals eine Menge Worte auf die Zunge, daß er gern zu hungern bereit

sei und Stube und Bett schon selbst in Ordnung halten wolle; aber er brachte wiederum nichts von den schönen Dingen heraus und zürnte sich ob seiner eigenen Dummheit.

Regula plauderte mit einmal erwachter Lebhaftigkeit weiter, die Mutter habe zuerst daran gedacht, ihn zu ersuchen, daß er für die vielleicht längere Dauer ihres Krankenlagers in einem benachbarten Heim Unterkunft suchen möge. Weil sie, Regula, nun aber wirklich gerne zeigen möchte, wozu sie imstande sei, so habe jene zugestimmt, daß doch wenigstens der Versuch zur Fortführung des Haushaltes solle unternommen werden.

Fritz hatte sich unterdessen der Türe genähert und ergriff die Klinke, um der nun zum Gehen sich Wendenden die Mühe des Schließens zu ersparen. Über diese Höflichkeit erröteten beide abermals tief, und die zwischen ihnen sich schließende Tür erlöste sie nicht zu früh von ihrer Verwirrung.

Nun begann eine merkwürdige Zeit für die zwei Halbkinder. Sie, die sich sonst kaum gesehen, begegneten sich häufig, und sie konnten sich nicht begegnen, ohne daß ihnen das Herz rascher klopfte und das Blut zu Kopf stieg. Sie wußten nicht warum, aber sie waren innerlich sehr vergnügt in dieser Zeit. Sie fanden

eines das andere näherer Bekanntschaft wohl wert. Die Freude aneinander war schuld, daß sie in kleinen Diensten gegeneinander nie müde wurden. Der Student trug selbst sein Frühstücksbrett hinüber in die Küche, nachdem er gegessen, und er litt es keinesfalls, daß Regula ihm die Schuhe putzte. Diese aber gab sich mit seiner Stube unendliche Mühe, damit sie blitzt blank und schmuck sei, und einmal wagte sie — freilich unter großem Zagen — ihm einen blühenden Edelweißstock, den sie von einem Verwandten aus den Bergen bekommen, ans Fenster zu stellen, weil er wirklich ein Schaustück mit zwölf großen Sternenblüten war. —

Mutter Zimmermanns Krankheit nahm einen befriedigenden, aber äußerst langsamen Verlauf. Fritz bekam die Erlaubnis, sie zu besuchen, und trat nun täglich einmal, nie ohne ein paar Blumen mitzubringen, in ihre Schlafstube. Sie war sehr blaß und sehr müde, und nur in ihren braunen Augen war Leben. Sie empfing ihn freundlich, lobte ihn, daß er immer so häuslich sei, nie des Abends ausgehe, fragte auch, ob ihm nichts fehle und sprach von Regulas Jugend und daß er es dieser zugute halten möge, wenn vielleicht nicht alles nach seinen Wünschen besorgt werde. Als er aber in großem Eifer versicherte, daß im Gegenteil Regula mehr tue,

als ihm recht sei, sah er in ihrem Blick einen Schimmer von Unruhe und Ängstlichkeit aufblitzen, der ihn stutzig machte. Er bemerkte diesen verborgenen Ausdruck einer leisen Besorgnis von da an in ihren Zügen oft. Ihr Blick ging, wenn Regula eintrat, mit verhehlter Raschheit von ihr zu ihm. Er umsprang ihn wie ein heimlicher Späher und machte ihn befangen. Warum ihn aber das Unbehagen dabei ankam, wußte er anfänglich nicht, sondern gestand sich erst nach und nach in seiner stillen Stube, daß er an Regula Gefallen fand, auf die Begegnungen mit ihr wartete und sie in die Länge zu ziehen trachtete, und daß er somit gerade das tat, was seine Hausfrau lange abgehalten, junge Leute wie ihn in ihre Wohnung zu nehmen.

Aber auch Regula wurde befangen und zurückhaltender. Ihre Mutter warnte sie dann und wann in milder Weise, sich bei dem jungen Menschen, der ihr Mieter war, nichts zu vergeben. In ihren Gedanken hatte sie sich aber schon manches vergeben, und die Warnung der Mutter tat ihr aus mehr als einem Grunde weh. —

Die zwei jungen Leute verloren infolge dieser Umstände die kaum gewonnene Sicherheit, die ihnen einen ungezwungenen Verkehr ermöglicht

hatte, und liefen einander mehr als einmal in lustiger Verzweiflung davon oder redeten blöde Dinge aneinander hin, über die sie nachher sich selber zürnten. Wenn ihnen aber je noch ein Zufall Gelegenheit zu einem vertraulichen Wort oder einem gegenseitigen Liebesdienst brachte, dann waren sie lange glücklich. Sie waren zwei scheue Kinder, um derentwillen Frau Elise in Wahrheit nicht bange zu sein brauchte.

Eine der seltenen guten Stunden kam für sie an einem Abend, als Fritz wieder einmal in Naturbetrachtung versunken an seinem Fenster stand. Der Himmel brannte in einem so sprühenden Rot, daß man an eine Erscheinung, ein Vorzeichen irgendeines großen Ereignisses zu denken versucht war. Da trat Regula ins Zimmer. Der rote Widerschein, der dieses erfüllte, entzündete sogleich auch ihr Gesicht.

Fritz rief sie neben sich und sagte: „Sollte man nicht denken, es käme von dort hinter dem Berge ein wütender Brand über die Welt?"

Sie stand und sah hinaus und hob dann die Augen zu ihm auf.

„Es könnte einem bang werden," bestätigte sie. Der Ernst stand ihren jungen Zügen gar wohl.

Aus der Gemeinsamkeit ihrer Unheil ahnenden Stimmung ergab sich ihnen aber plötzlich

ein Gefühl von Zusammengehörigkeit. Ihre Herzen klopften. Fritz hatte einen Augenblick Lust, seine Hand auf die schlanken Finger Regulas zu legen, die diese aufs Gesimse stützte, aber er wagte es nicht.

Dann fragte das Mädchen: „Sind Sie auch schon auf dem Berge dort drüben gewesen, Herr Dittrich?"

Er verneinte.

Und sie fuhr fort: „Das sollten Sie nicht versäumen. Einmal an einem frühen Morgen müssen Sie hinaufsteigen und dann, den Tag ausnützend, über den ganzen Kamm hinwandern. Es ist einer der schönsten Spaziergänge, die wir haben."

„Sie kennen also den Weg?"

„Gewiß, ich bin ihn schon oft gegangen."

„Könnten wir denn nicht einmal zusammen gehen?"

Regula zögerte. „Ich weiß nicht, ob die Mutter es gern sähe," antwortete sie. Dann sprang in ihrem Herzen plötzlich ein kleiner freier Trotz gegen die Ängstlichkeit der Mutter auf. Sie fügte hinzu: „Warum sollten wir aber nicht einmal gehen dürfen?"

Und nun überließen sie sich einem Plänemachen.

„Wir nehmen Eßvorrat mit und halten Mahlzeit an irgendeiner schönen Waldstelle," beantragte Regula.

Und Fritz meinte, er wolle auch sein Skizzenbuch nicht vergessen, wenn sie Geduld haben und dann und wann mit ihm zu einer kleinen Rast sich niederlassen werde.

„Wir nehmen uns ja einen ganzen Tag," sprach wieder das Mädchen, und er: „Auf so einem Gang lernt man sich besser kennen als zu Hause."

Regula warf aber unterzwischen manchen unruhigen Blick nach der Tür, als fürchte sie, zu lange geblieben zu sein oder gestört zu werden. Und bald drückte sie Fritz zum Abschied die Hand, so kurz und kräftig, daß es ihn sonderbar durchzuckte.

Die Ausführung ihres Planes ließ indessen auf sich warten. Keines von ihnen hatte sogleich den Mut, der Mutter davon zu sprechen. Gegeneinander erwähnten sie ihn wohl hie und da und zündeten sich kleine Vorfreudelichter an, die indessen bald wieder erloschen.

Anders, als sie es sich gedacht, kam dann der Gang zustande.

Zweites Kapitel

Frau Elise war wieder wohler und ging umher. Regula hatte ihre Tätigkeit außer dem Hause wieder aufgenommen. Fritz Dittrich arbeitete, aber eine lastende Schwüle, die über der Stadt lag, war der Arbeit nicht günstig.

Die Schwüle kam nicht nur vom Glanz der Sonne, die sich in die Mauern der hohen Häuser an Frau Zimmermanns Straße einbrannte. Sie entsprang auch der Vorahnung eines viel furchtbareren Feuers, das über die Welt kommen wollte und von dessen ersten Flammenblitzen es täglich am Himmel zuckte. Im Balkan war sein Herd. Dort brach es aus und faßte Europa und die Erde.

Fritz Dittrich trug öfters Briefe, die er von daheim erhielt, zu seiner Wirtin hinein, und aus ihnen ging hervor, daß man in Deutschland den Ausbruch eines Weltkrieges befürchtete. Er liebte es, mit der klugen, einfachen Frau von den Ereignissen zu sprechen, die, so unbegreiflich und furchtbar sie sein mußten, doch unvermeidlich schienen.

In der Stube der Frau Elise war es auch, wo Fritz bald nach Ausbruch des Krieges mit weißen und doch heimlich glühenden Wangen und blitzenden Augen erklärte: „Ich habe nach Hause geschrieben. Ich will als Freiwilliger in unser Heer eintreten."

Frau Elise warf ein: „Sie sind ja noch so jung, sind der Einzige Ihrer Eltern."

Er antwortete: „Sie wissen nicht, wie das bei uns ist. Es ist wie eine steigende Flut, sie brandet und wächst in den Herzen. Ich fühle

sie in mir selber und könnte nicht hier stillsitzen, wenn —"

In diesem Augenblick trat Regula ein.

Frau Elisens Blick ruhte wohlgefällig auf dem begeisterten jungen Menschen, der sich erhob und Regula die Hand reichte.

„Denke dir, Kind, Herr Dittrich will in den Krieg ziehen," sagte sie.

In diesem Augenblick spürte Fritz eine leise Ernüchterung, ein wehmutsvolles Bedauern. Regula! Es war nicht so leicht, sie zurückzulassen.

Regula tat ihre braunen Augen groß auf.

„Ich wußte wohl, daß Sie nicht zurückbleiben würden," sagte sie. Sie war ein wenig traurig, aber auch ein wenig stolz, daß sie eines so tapferen Jünglings Freundin war.

„Wann wollen Sie reisen?" fragte Frau Elise.

„Bald," antwortete er, „nächste Woche wohl schon. Es dauert ja Monate, ehe ich dann ins Feld darf."

Regula senkte den Kopf.

Eine Stille fiel zwischen sie. Endlich sagte das junge Mädchen: „Jetzt sind Sie doch nicht nach dem Albis gekommen."

Frau Elise horchte auf. Regula hatte ihr nun doch kurz vorher von dem Plane gesprochen, sie war aber nicht darauf eingegangen.

Fritz errötete. Er hatte herausgefühlt, daß wohl der Widerstand der Mutter bisher den Spaziergang nicht hatte zustande kommen lassen. „Es wäre noch immer Zeit," bemerkte er dann und riet weiter: „Am Sonntag vielleicht. Am Montag würde ich dann wegfahren."

Regula sah nach der Mutter hin. In der aber wandelte sich etwas. Ihre Ängstlichkeit verging in einem Mitleid, dessen sie sich nicht erwehren konnte. Sie wußte, wie gut die zwei einander waren. Warum ihnen also nicht noch einen Festtag gönnen? Sie zögerte noch einen Augenblick. Dann sagte sie: „Wenn es Herrn Dittrich Freude macht, dann geh doch mit."

„Das wäre schön," sagte Fritz mit leuchtendem Gesicht.

Regula blieb still. Sie lächelte, als Fritz versicherte, das schöne Wetter verspreche anzudauern. Mit einem merkwürdig ernsten Ausdruck sah sie Fritz nach, als dieser darauf das Zimmer verließ. —

Das gute Wetter hielt wirklich an. Der Sonntag kam, und die zwei jungen Leute machten sich auf den Weg.

Sie waren beide barhaupt. Fritz trug einen Rucksack mit Wegzehrung und sein Skizzenbuch in der Tasche. Die Sonne strömte auf ihre beiden dunkeln Scheitel und um das braune

Gesicht des Jünglings wie das hellere des Mädchens. Die Kirchenglocken der Stadt erwachten in ihrem Rücken, und ihre Klänge wogten wie Wellen. Sie verbanden sich zu einem Meere von Wohllaut, und manchmal schlug eine seiner Wogen über die Häupter der Wandernden hin. Ihre Schritte wurden leicht, als höbe das Läuten ihre Füße. Der blaue, jeder Wolke bare Himmel leuchtete ihnen, und der grüne Bergwald umrauschte sie. Sie ahnten Weltgröße und zogen, ihrer kleinen Menschheit fast scheu bewußt, dahin.

Noch war die Schar der Sonntagsbummler, die sonst den Berg heimsuchte, nicht auf den Beinen. Nur wenige Landleute begegneten ihnen, und als sie erst den Kamm des Berges erreicht und auf demselben dahinschritten, wurde es völlig einsam um sie. Täler lagen zu ihren Füßen und grüne Hügel. Und wieder Täler. Und Seen, über denen noch die Dünste des Morgens schwebten. Schon aber sahen sie im Süden die weißen Mauern der Alpen heraufwachsen. Sie sprachen kaum. Nur zuweilen sagte eines ein Wort von dem wundersamen Sonntag oder erkundigte Fritz sich nach dem Namen irgendeiner Ortschaft, die sie im Talgrund erblickten.

Auf einmal stand eine schöne, hohe, freie Tanne vor ihnen und eine Holzbank daran.

Auf die hieß Fritz Regula sich setzen. Er selbst ließ sich in einiger Entfernung ins Gras nieder und zog sein Skizzenbuch hervor. Während er zeichnete, sagte er: „Fühlen Sie die Stille, Regula? Wer glaubte, daß jetzt in der Ferne die Kanonen donnern, der Himmel vom Widerschein der Brände flammt und der Tod seine Opfer fällt."

Und Regula antwortete leise: „Ich kann es nicht glauben."

„Ich aber weiß es," fuhr er fort. „Wenn ich so in die Luft hinaus lausche, ist mir, als ob ich ein Rollen und Grollen wie von Schüssen hörte. Das Herz klopft mir, als ob ich vorhin in übertriebenem Lauf den Berg hinangerannt wäre. Wissen Sie, Regula, so klopft es jetzt da drüben bei uns in der Brust von Hunderttausenden. Ich brauche es nicht gelesen zu haben. Ich spüre es, wie wenn eine unsichtbare Verbindung zwischen denen in der Heimat und mir bestände."

Er sprang auf. Es war etwas Feuriges, Mitsichfortreißendes an ihm.

„Ich hätte doch keine Ruhe mehr hier," fuhr er weiter. „Mein Vaterland spannt alle Kräfte an, ich bin eine kleine Sehne an seinem Riesenleibe. Angespannt — zum Zerreißen angespannt."

Regula betrachtete ihn stumm. Sie war beinahe scheu vor ihm, als ob er auf einmal viel älter geworden und sie neben ihm ein rechtes Kind geblieben sei. Dann trat in ihre Augen noch etwas anderes. Es waren nicht Tränen, aber doch ein Glanz, als ob solche kommen wollten.

Fritz merkte es und erschrak. Er kam aus einer brennenden Zukunft gleichsam in eine schattige Gegenwart zurück. Er fühlte, wie sie, fast gegen ihren eigenen bescheidenen und tapferen Willen es als eine Zurücksetzung empfand, daß er scheinbar nur an das, was vor ihm lag, an Kampf und Vaterlandstreue, dachte, und daß sie, die kleine Regula, gar keinen Raum mehr darin, keine Bedeutung daneben hatte. Sie tat ihm leid. Und — freilich — freilich — mit dem großen sturmvollen Leben, dem er entgegen ging, hörte ein kleines, ruhevolles Leben auf. Ein Leben, das schön gewesen war!

„Regula," sagte er, „ich werde die Zeit hier nie vergessen, und wie gut ich es bei Ihnen und Ihrer Mutter gehabt habe."

Die Worte machten sie weich. Ihr Mund zuckte ein wenig, aber sie wehrte sich.

„Vielleicht komme ich auch — bald wieder," begann er aufs neue.

Ein Schatten huschte über die Stelle, wo sie beide standen. Vielleicht warf ihn irgendeine jäh aufgetauchte Wolke.

Aber Regula hatte sich überwunden und sagte hoffnungsfroh und fast lachend: „Natürlich müssen Sie wieder kommen nach dem Kriege. Sie werden doch Ihre Studien nicht aufgeben oder — gar anderswo fortsetzen."

Ihre Frische steckte ihn an. „Da," sagte er, „ich verspreche es."

Er reichte ihr die Hand.

Aber er gab die ihre sogleich wieder frei. Es wollte so merkwürdig aussehen, wenn sie Hand in Hand standen. Und es wollte so merkwürdig klingen, was er da versprach.

Dann setzten sie ihre Wanderung fort, ohne daß er seine Zeichnung vollendet hätte. „Sie wird schon fertig werden — später — aus dem Gedächtnis," sagte er.

Sie schritten immer auf dem Bergkamm dahin, jetzt hügelan, jetzt hügelab, jetzt im hochstämmigen Walde, jetzt auf freiem, sonnigem Grat. Die Alpen, die sie anfänglich noch in geheimnisvoller Ferne erblickt hatten, traten deutlicher hervor. Von einer Hochwacht aus sahen sie Gipfel an Gipfel ragen und leuchten, und der Atem wollte ihnen vor Staunen stillstehen, so schön waren sie.

„Das werde ich mein Leben lang vor mir sehen," sagte Fritz. Als er dabei einen tiefen Seufzer tat, war es nicht nur der Anblick der Berge, der ihn so bewegte, sondern das Erlebnis dieses ganzen mit Regula verbrachten Tages.

Sie wurden dann noch ernster und stiller.

Dann und wann warf Fritz ein Wort hin: „Morgen um diese Zeit bin ich schon jenseits der Grenze." Und später: „In drei Monaten kann ich im Felde stehen." Und abermals: „Die ersten Schlachten sind sehr blutig gewesen. Viele sind gefallen."

Sie waren im Niedersteigen begriffen. Der Wald umgab sie. Die Sonne war westwärts gezogen. Es war schattig und kühl und ganz einsam. —

Auf einmal hielten sie sich wieder bei den Händen. Fritz hatte zuerst nach der Regulas gegriffen; allein es war ein solches Bedürfnis nach kameradschaftlicher Vertraulichkeit in ihnen, daß ihm Regula schon halb entgegengekommen war. Fritz hätte sprechen mögen: „Liebes Mädchen, Schwester, wie gut ist es, so neben dir zu gehen!" Und ähnlich hätte Regula ihm antworten mögen. Ein ruhiges, sonntägliches Behagen erfüllte sie. Vielleicht mit einem Unterton unbestimmter ferner Trauer.

Sie wagten aber nicht, einander anzusehen, aus einer keuschen, unbestimmten Furcht vor einem Erröten oder irgend etwas Außergewöhnlichem. Ihre Hände hielten einander fast lose und wagten nicht, zuzudrücken, obwohl das eine wie das andere manchmal ein seltsamer Schauer durchströmte.

Als aber Fritz das Klopfen seines Herzens spürte und mit den Augen die gesenkten Regulas suchte, da war es schon zu spät geworden; denn der Wald tat sich fast plötzlich auf und ließ den lauschigen Weg in eine Straße münden, auf welcher sie das Knarren eines Lastwagens vernahmen.

Ihre Hände glitten auseinander. Ihre Blicke aber fanden sich noch, und es blieb ihnen davon etwas im Gedächtnis, als ob Worte gefallen wären. Worte des Bedauerns: Warum ist es schon zu Ende! Etwas Suchendes, Erwachendes, Sehnsüchtiges, das in den Blicken leuchtete, blieb ihnen im Gedächtnis. — — — —

Von der Stelle, wo Fritz und Regula aus dem Walde getreten, hatten sie nicht weit mehr bis zu dem kleinen Bahnhof zu gehen, von dem sie der Zug nach St. Felix zurückbringen sollte.

Eine Weile später saßen sie im Zuge, gelangten noch vor Nachteinbruch in die Stadt und heim und stiegen die steilen, gebohnten

Holztreppen zu der hochgelegenen Wohnung der Frau Zimmermann hinauf.

„Wie bald wird es Morgen sein!“ sagte Fritz, als sie sich Frau Elisens Tür näherten.

Da war ihnen erst recht klar, wie nah die Trennung war. Regula weinte. Fritz biß die Lippen zusammen.

Mit trüben Gesichtern traten sie bei Frau Elise ein.

Diese richtete forschende Blicke auf sie. Es waren ihr tagsüber doch Bedenken aufgestiegen, ob sie recht getan hätte, sie so allein gehen zu lassen; aber ihre Miene erheiterte sich. Die beiden jungen Gesichter waren ohne Falsch und Scheu. Regula und Fritz erzählten dann von den kleinen Tageserlebnissen. Man sah, daß sie keine Heimlichkeiten hatten. Mutter Zimmermanns Herz tat sich ihnen auf.

Auf ihren Rat packten sie alle drei gemeinsam des Jünglings Habseligkeiten und rückten einen Koffer voll Dinge, die Fritz bis zu weiterer Verfügung hier lassen wollte, auf den Estrich. Nachher setzten sie sich an der Mutter Tisch. Diese las ein Kapitel aus der Bibel laut, wie sie es sonst immer für sich tat: „Denn,“ sagte sie, „das heilige Buch ist der beste Rater in großer und kleiner Not und vor jedem Wegbeginn.“

„Wir werden Sie sehr vermissen, Herr Fritz," meinte sie ein wenig später, „ich — und — Regula."

Das letzte war mit großem Nachdruck gesprochen.

Über diesem Augenblick lag fast etwas Feierliches. Was die zwei Kinder sich einander nicht zu gestehen getraut hatten, war laut geworden, und sie empfanden es dankbar als etwas Großes, daß die ängstliche Mutter es ohne Tadel, ja mit liebevoller Zustimmung aussprach.

Dann kam der Abschied. Fritz wollte einen Frühzug benutzen; Regula jedoch mußte ebenso zu zeitiger Stunde ins Geschäft. Ihre Mutter meinte, es wäre ungewiß, ob sie sich morgen noch sehen würden. Sie erhoben sich befangen. Sie wollten sich vieles sagen und fanden doch nur Alltagsworte. Die Mutter stand daneben. Aber auch wenn sie allein gewesen wären, würden sie so scheu, wie sie es taten, auseinander gegangen sein.

Sie empfanden nachher die Leere dieses Abschieds schmerzlich; Fritz, als er sich in seiner Dachkammer zu kurzem Schlummer legte, und anderen Morgens, als er, ohne Regula wieder gesehen zu haben, in die Welt, in den Streit hinausfuhr, und Regula — als das Heimweh zu ihr kam.

Drittes Kapitel

Das Heimweh nämlich kam zu Regula.

Das Haus war so still, als sie am Mittag nach Fritzens Abreise nach Hause kam. So still! Die Mutter sprach von ihm und richtete ihr seine letzten Grüße aus. Sie blieb einsilbig. Während sie umherging, war ihr immer, daß der Kamerad noch drüben wohnen müsse. Am Abend schlich sie sich vor seine Kammertür und lauschte. Obwohl sie genau wußte, daß sie nichts vernehmen würde, tat es ihr doch weh, daß alles so still blieb. Ein andermal öffnete sie die Tür und trat in seine Stube. Sie sah sich um, wußte, wo alle seine Sachen sich befunden hatten, dort an der Wand das Bild seiner Mutter, dort seine Bücher, hier sein Rauchzeug. Sie ging von einer Ecke zur anderen und betrachtete die Stellen, wo seine Hand geruht haben könnte. Eine Schublade des Tisches zog sie auf. Es war nichts, gar nichts zurückgeblieben. Die sorgliche Hand der Mutter hatte nur zu wohl aufgeräumt. Regula empfand eine tiefe Bangigkeit und Rastlosigkeit. Als ihr Blick zufällig durchs Fenster zum Albis hinüber schweifte, gab es ihr einen Stich. Sie lief hinweg. Und doch trieb es sie während der nächsten Tage wieder und wieder in das unvermietet gebliebene Zimmer zurück.

Einmal überraschte die Mutter sie hier.

„Was tust du?" fragte sie.

Regula fühlte, wie ihr das Blut das Gesicht entzündete. Sie sah die Mutter an und konnte nicht reden.

Aber Frau Elise verstand, sie fragte nicht und zankte nicht.

Stumm gingen sie auseinander.

Regula gab sich dann sichtlich Mühe, der Mutter nichts von ihrer inneren Bedrängnis zu zeigen. — Manchmal meinte sie von dem Verreisten sprechen zu müssen; aber sie brachte kein Wort heraus. Was sie fühlte, war zu still für Tag und Öffentlichkeit.

Da traf von Fritz eine Karte ein. Frau Elise reichte sie Regula, als diese abends heimkam. Wieder trat die tiefe Glut in ihr Gesicht; aber für einen Augenblick löste sich ihre Zurückhaltung. Drei gute Dinge standen auf dem kleinen Blatt. Daß es dem Kameraden wohl gehe, daß er stolz und froh sei, als Freiwilliger angenommen worden zu sein und daß er — oft an St. Felix und die zwei, die es ihm lieb gemacht, dächte.

„Er war ein guter Mensch," sagte die Mutter.

Regulas Blick leuchtete auf, und sie antwortete: „Man meint, ihn immer gekannt zu haben."

Zu mehr Worten brachten sie es auch jetzt nicht. Aber ihre Herzen waren eine Weile warm vor Freude.

Hier und da kam nun Bericht. Drei Monate später traf ein Brief ein, der meldete, daß Fritz Dittrich unmittelbar vor der Abreise zum Kriegsschauplatze stände. Seine Worte waren noch immer voll Kampffreude und Begeisterung. Merkwürdig ernst und herzlich dankte er noch einmal für alles Gute, was er von seiner Hauswirtin und ihrer Tochter erfahren.

Regula durfte der Mutter die Augen nicht zeigen, als sie ihr den Brief zurückgab. Kaum war sie allein, so löste sich ihre große innere Beklemmung zum erstenmal in einem Strom von lange nicht zu stillenden Tränen.

Wieder verging Zeit.

Manchmal, wenn die Frauen die Zeitung lasen, sagte die Mutter: „Dieser Krieg ist unbeschreiblich furchtbar." Und dann kam sie wohl auf diese und jene Einzelheiten der Kämpfe zu sprechen.

Nur die Mutter sprach.

Regula trug die Gedanken mit sich herum und hatte immer Angst, die Mutter möchte sie erraten und davon reden.

Viel Zeit verging.

Es kam kein Brief mehr. Und doch hatte Fritz versprochen, er werde aus dem Felde von sich hören lassen.

Die Angst trieb zuletzt Regula die Frage auf die Lippen: „Warum schreibt er wohl nicht mehr?"

Die Mutter ahnte, was die Frage sie kostete. Sie hegte selbst Zweifel und Furcht. Aber sie tröstete, die Feldpost sei unsicher. Man müsse sich über das Ausbleiben von Nachrichten nicht wundern.

Statt der Nachrichten aber kam ein Besuch. Eine schwarzgekleidete Dame klopfte eines Vormittags bei Frau Elise an.

„Ich bin Frau Dittrich," sagte sie.

„Er ist —" stotterte die Wirtin.

„Gefallen," antwortete die andere.

„Mein Gott!"

„In der ersten Schlacht, an welcher er teilnahm."

Erst jetzt bot Frau Elise dem Besuch einen Stuhl und sah sie sich näher an. Die Dame war groß, sehr stattlich, ein wenig unbeholfen und vielleicht nicht ganz so vornehm, wie der junge Sohn hätte erwarten lassen. Ein tiefer und aufrichtiger Schmerz sprach aus ihren zuckenden geröteten Zügen.

„Ich habe Ihnen vorher nicht geschrieben," fuhr sie fort. „Ich wußte nicht, was ich wollte.

Wir wissen es beide nicht, mein Mann und ich. Er war unser Einziger, und wir wissen nicht, warum wir noch leben und wofür wir gelebt haben."

Sie weinte und hob später wieder an: „Mein Sohn hat noch einen Koffer hier. Ich wollte ihn nicht kommen lassen, will selber nachsehen, was er von Wert enthält. Ich wollte aber auch einmal mit Ihnen reden, Frau Zimmermann. Mein Sohn hat große Stücke auf Sie gehalten. Er war hier wie zu Hause. Manchmal hätte man fast neidisch werden können."

Sie warf Geschäftliches und Rührseliges, tiefe und glatte Worte durcheinander.

„Wir haben ihn sehr gern gehabt," erwiderte Frau Elise. In ihrem ruhigen Gesicht zuckte es leise.

„Ja," sagte Frau Dittrich gedehnt. Sie mußte sich wohl besinnen, warum die andere in der Mehrzahl sprach. Bald kam ihr jedoch die Erinnerung und sie ergänzte: „Ja — Sie und Ihre Tochter — ich weiß," und wieder fuhr sie fast zu gesprächig weiter: „Fritz hat mir von der reizenden Umgebung dieser Stadt erzählt und wie er sie durchstreift habe."

Frau Elise war ein wenig befremdet. Sie fragte, ob Frau Dittrich gleich nach den Sachen ihres Sohnes zu schauen wünsche.

Diese bejahte, und sie gingen miteinander in die Kammer hinüber, die Fritz bewohnt hatte.

Während Frau Elise den Koffer herbeischaffte, blieb der Gast allein. Und in den Räumen, die sie einst selbst für den Sohn ausgesucht, faßte sie der Schmerz über den Verlust doppelt. Sie warf sich auf einen Stuhl am Tisch und brach in heftiges Schluchzen aus.

So fand die Wirtin sie, als sie nach einiger Zeit mit Hilfe eines Dienstmädchens aus einem unteren Stockwerk das Gepäckstück ins Zimmer trug. Der augenblickliche Leidausbruch der Frau Dittrich ging sofort wieder in Geschäftigkeit über. Sie öffnete den Koffer und begann zu kramen, bat auch Frau Elise, die sich entfernen wollte, ihr zu helfen, und sonderte nun von den Habseligkeiten des Sohnes, über dem und jenem schicklich eine Träne weinend, dasjenige aus, was sie des Mitnehmens nicht wert fand.

„Ich lasse Ihnen die Sachen hier, Frau Zimmermann," eiferte sie ein paarmal. „Sie mögen sie behalten oder wegschenken."

Während sie noch so beschäftigt war, kam Regula. Sie suchte die Mutter und stieß die angelehnte Kammertür auf, ohne zu ahnen, daß Besuch da sei. Sie erkannte die Frau nach dem Bilde, das sie oft gesehen. Mit weit geöffneten Augen blieb sie auf der Schwelle

stehen. Frau Dittrich war schwarz gekleidet! Es lief Regula kalt den Rücken hinunter.

Die Fremde beachtete sie anfänglich nicht. Ihre Mutter aber tat einen ängstlichen Blick nach ihr hin und trat dann auf sie zu.

„Er kommt eben nicht mehr, der Herr Fritz," sagte sie in schmerzlich bewegtem Ton und nahm Regula bei der Hand.

Diese weinte nicht. Sie sah aus, wie wenn sie nicht begriffe, was ihr gesagt wurde.

Jetzt drehte sich Frau Dittrich nach ihr um. „Ach so," sagte sie. „Das ist die kleine Regula. Fritz hat mir erzählt. Regula war sein zweites Wort."

Sie schluchzte in ihr Taschentuch und erzählte weiter: „Er ist tot. Ein Granatstück hat ihn getroffen. Schrecklich! Schrecklich! Das versteht so ein Kind noch nicht, wie Sie, was das ist, den einzigen Sohn hergeben zu müssen."

Sie beugte sich schon wieder über ihre Arbeit.

Regula regte sich nicht. Was hatte die andere gesagt? Das verstände sie, Regula, nicht? Beinahe hätte sie gelacht, wenn es ihr nicht so weh getan hätte. Sie löste die Hand aus der der Mutter und trat weiter ins Zimmer hinein. Ihr Blick traf das Fenster und durch dasselbe hinaus ins Leere.

Frau Elise ging an den Tisch zurück. Dort blätterte Frau Dittrich jetzt in einem kleinen, aus dem Leim gehenden Notizbuche. „Heute hat die kleine Regula zum erstenmal meine Stube geordnet,“ las sie, und die Tränen liefen ihr über die Backen. „Er hat Sie wirklich gern gehabt,“ fuhr sie fort, „Sie müssen auch ein Andenken haben, Kindchen. Da — da nehmen Sie — den „Faust“ da in dem Prachtband. Wir haben ihn ihm zum Geburtstag geschenkt. Es hat schöne Bilder darin. Er wird Ihnen gefallen.“

Regula drehte sich um und sah nach dem Notizbuche. Was die andere sagte, hörte sie ganz von fern. Erst als Frau Dittrich ihr den Prachtband, den „Faust“, näher hinstreckte, erfaßte sie die Bedeutung dessen, was sie meinte. Ihr Innerstes empörte sich. Warum stieß seine Mutter sie gleichsam vor die Tür ihres eigenen Schmerzes hinaus? Als ob sie ihn nicht begriffe, nicht dazu gehörte? Wie eine Fremde sollte sie ein Andenken bekommen, ein Andenken in Prachtband. Wenn sie ihr einen Fetzen Tuch gaben, den er — der Kamerad — Fritz — irgendwie berührt oder getragen — so war es ihr etwas Großes — etwas — und wie einem Kinde, das Spielzeug braucht, gab man ihr . . .

Sie stampfte mit dem Fuß. Es war ihr, als ob sie Fesseln abwerfen müsse. Die Tränen sprangen ihr in die Augen. Sie hob beide Fäuste und preßte sie in die Augenhöhlen, um sie zurückzudrängen. Aber sie wurde nicht Herr darüber. Da wendete sie sich um, damit die anderen ihr Gesicht nicht sehen sollten. Und durch die Tränen sah sie den Berg drüben, wo sie mit Fritz gegangen war. Tot war er jetzt! Mein Gott, es war doch nicht möglich! Tot! Sie vergaß die Frauen, die hinter ihr im Zimmer saßen. Dabei war ihr, als müsse sie einen Namen in die weite Welt hinausschreien. Als ob er wiederkäme, den sie rufen wollte!

Frau Dittrich machte erstaunte, ja fast ein wenig zornige Augen. „Was hat sie nur?" fragte sie in einem Ton, als ob sie eine Ungezogenheit tadeln müsse.

„Es ist ihr erstes großes Leid," antwortete die stille Mutter. Und nach einer Weile bat sie: „Wollen wir nicht hinübergehen, Frau Dittrich? Sie müssen doch eine kleine Stärkung —"

Die Fremde stand auf. Sie war wirklich hungrig. Sie legte das unscheinbare, kleine Notizbuch zu den Gegenständen, die sie des Mitnehmens nicht wert fand. Dann schritt sie zur Tür.

Frau Elise folgte ihr; aber noch ehe sie das Zimmer völlig verlassen, kehrte sie zurück, nahm das kleine Notizbuch vom Tisch und legte es neben der weinenden Regula aufs Gesimse.

Das Buch, in welchem stand: „Heute hat die kleine Regula zum erstenmal meine Stube geordnet.“



Abschied

Leb wohl, mein Sohn! Leb wohl, mein Kind!
Nein, nein, ich weine doch nicht.
Ich seh', wie hell dir die Augen sind
Von der Begeisterung Licht.

Zwar bist du jung, ein Knabe fast.
Noch liegt der Säbel im Spind,
Mit dem du gestern gefochten hast,
Im Spiel Soldat, mein Kind.

Nun macht dich jäh im Ernst Soldat
Des Schicksals eiserne Hand.
Das dir die Hüfte gegürtet hat,
Das ist das Vaterland.

Zwar bist du alles, was die Welt
Mir gab an Glück und Besitz.
Ins stolze Schloß meiner Hoffnung fällt
Des Schreckens fahler Blitz.

Doch wein' ich nicht, mein Held, mein Sohn!
Es ist nicht Zeit jetzt dazu.
Zu Tausenden ziehen sie davon
Wie du, mein Kind, wie du.

Wer wiederkommt, weiß Gott allein.
Wer geht, folgt heiliger Pflicht.
Leb wohl! Und soll es für immer sein,
Mein Sohn, ich weine nicht.



Der Mond

Der Mond, das bleiche Himmelslicht
Geht auf ob streitzerrißner Welt.
Still träumt sein schweigendes Gesicht,
Wo tags der Lärm der Schlacht gegellt.

Manch totenfarbnes Antlitz staunt
Aus blut'gem Grund zu ihm empor,
Stumm wie er selbst. Der Nachtwind raunt
Im Waldlaub und im Binsenrohr.

Der Mond legt seinen Silberschein
Am Berg um einen Tannenschlag,
Dann in ein dunkles Tal hinein.
Das wird so hell wie fast am Tag.

Und fürbaß stetig, weit und weit,
Um noch ein Dorf und noch um eins
Spinnt er die stille Heiterkeit
Des zorn- und haßlos kühlen Scheins.

Aus Brandruinen stieg noch Rauch.
Ein Schuß fiel, zwiefach nachgehallt.
Nun schwand das auch, nun schweigt das auch. —
Sagt, wird bald Friede? Friede — bald?



Die Strickerin

Die Witwe strickt beim Lampenlicht.
Warm ist die Stube, eiskalt die Nacht.
„Steht er im Kugelregen dicht,
Steht er nun einsam, ihr Sohn, auf Wacht?“

Er ist ihr Einz'ges, Glück und Stolz,
Aber sie gab ihn der Heimat stumm.
Horch, ums Haus wie Murren grollt's,
Winter ist's worden, und Sturm geht um.

Ihr Sohn muß haben, was ihn wärmt.
Klappert ihr Nadeln! Sie strickt und strickt.
„Hat ihm am Tag die Schlacht gelärmt,
Hat ihm ihr Tosen die Nacht erstickt?

Läg' er tot auf weißem Feld?
Zündet ein Mondstrahl ihm ins Gesicht?
Trägt ein Kreuz der junge Held?“
Klappert ihr Nadeln! Sie rät es nicht.

Doch jede Masche: Gruß für ihn,
Jede: Gedanke zu ihm hinaus.
Die roten Rosen sahn ihn ziehn,
Winter ist's worden, Sturm geht ums Haus.



Wiegenlied

Schlafe, mein Jüngster, schlaf ein!
Vater und Brüder sind ausgezogen
Hinter den Fahnen, die flammten und flogen,
Wollen der Heimat Retter sein.
Knabe, schlaf ein!

Schlafe, mein Jüngster, mein Kind!
Ob jene andern uns wiederkehren,
Wer kann es wissen? Die Zeit muß es lehren,
Wann die Schlachten geschlagen sind.
Schlafe, mein Kind!

Schlafe, mein Jüngster, mein Sohn!
Tausende sinken zum Schlummer nieder,
Sehen den leuchtenden Morgen nicht wieder.
Ohne Opfer kein Siegeslohn!
Schlafe, mein Sohn!

Einmal wird kommen der Tag:
Wehende Wimpel, glückliche Glocken!
„Friede auf Erden!" so wird es frohlocken.
Was auch bluten und sinken mag,
Nah'n wird der Tag!

Schlaf ihm entgegen, schlaf ein!
Vater und Brüder, sie müssen streiten,
Du aber sollst einst, ein Erntender, schreiten,
Wo sie den Boden dir befrein.
Knabe, schlaf ein!



Der Wind

Das war am Tag nach Friedensbruch.
Die Trommel rief zum Streite.
Der Wind, der fuhr ins Fahnentuch,
Da zog er in die Weite.

Mein Herz ward bang, mein Herz ward schwer:
Schon manche Schlacht geschlagen!
Kein Bote hat von ihm je mehr
Mir Kunde zugetragen.

Und nur der Wind ist immer wach
Und läßt die Wolken fliegen.
Ich hör' ihn raunen tausendfach,
Muß nachts ich schlaflos liegen.

Mir ist, der Wind, der kennt ein Ried,
Ein Säbel steckt im Sande,
Ein Helm daran: — das alte Lied
Vom Tod im fremden Lande.

Mir ist, wenn mir's auch niemand sagt,
Der Wind weiß um den Einen.
Er wandert durch das Land und klagt
Und hört mich weinen, weinen.



Das Dorf lag an der Grenze. Dort, wo jenseits nun der Krieg raste. Die Grenze war gesperrt; allein, da zu Friedenszeiten die Bewohner der Grenzgegenden wie Leute eines Volkes miteinander gelebt und gehandelt hatten, wurde ihnen durch Erlaubnisscheine der beiderseitigen Regierungen der Verkehr auch fernerhin gestattet. So kam es, daß Adolf Schirmer nach wie vor jeden zweiten Sonntag bei der jungen Tante drüben im Kriegsland am Mittagstisch sitzen durfte. Die Tante Gertrud war ihm ans Herz gewachsen. Sie hatte mit ihm und den Eltern zusammen gewohnt, bis sie vor einem Jahre den Schmied Adam Schulz drüben geheiratet hatte. Sie war Adolf wie eine ältere Schwester oder noch besser wie ein Kamerad, ein rechter, wilder, tapferer Kamerad; denn im Gegensatz zu der zarten, stillen Mutter war sie, um zehn Jahre jünger, mit den dicken, um den Kopf gewundenen Blondzöpfen und lustigen, eigenwilligen Augen, stark, frisch und laut wie ein Bub.

Im Dorf, wo Adolf wohnte, war Friedensland. Die wehrfähigen Männer freilich waren zum Grenzschutz aufgeboten. Auch Adolfs Vater, der Wagner Schirmer, war sechs Monate draußen

gewesen und erst seit Weihnachten wieder da. Aber das kleine Land war noch von Schlacht und Not verschont. Nur den Kanonendonner hörte man täglich, oft näher, oft ferner, und es war schrecklich, zu denken, daß das dumpfe Rollen die Stimme von Zerstörung und Tod war. Mehrmals war auch schon der Himmel blutrot gewesen vom Widerschein ferner Brände. Adolfs Mutter ging das immer sehr nahe und bedrückte sie im Gemüt. Auch der Knabe litt darunter. Nur der starke, von Körper und Wesen etwas derbe und laute Vater begehrte oft auf: Ob das nicht Wahnsinn sei, was da drüben geschehe? Da könne doch niemand Mitleid haben mit derlei vor Haß und Hochmut kopflosen Völkern, die sich zerfleischten wie wilde Tiere.

„Das ist eng gedacht, Vater," sagte die bleiche Mutter einmal still. „Da draußen geht es um mehr, geht es um Sein und Bestehen."

„Du kannst nicht mitreden," widersprach ihr der Mann, „du hältst es mit deinen Landsleuten."

Der Großvater der Schirmerin war von über der Grenze gekommen und hatte sich im Dorf angekauft. So galt die Frau noch nicht ganz als Einheimische, und der Umstand, daß ihre

Schwester wieder hinaus geheiratet hatte, machte es ihr noch ein wenig schwerer, es zu werden.

Eines Tages kam der Wagner Schirmer von einem kleinen Sonntagstrunk im Wirtshaus nach Hause und brachte eine Zeitung mit. Er setzte sich in der einfachen Wohnstube, welche die Frau doch so sauber und behaglich hielt, an den Tisch, wo jene arbeitend und Adolf, sein fünfzehnjähriger Bub, hinter einem schon zwanzigmal gelesenen Buche saß. Er war ein großer, plumper Mann und hatte die Züge eines rücksichtslosen und doch nicht bösmütigen Menschen. Nach kurzer Weile begann er: „Daß ich es euch nur auch sage. Im Wirtshaus ist schon die Rede davon gewesen. Und da lese ich es schon wieder in der Zeitung: Wir Inländer sind viel zu eingenommen für die da drüben im Kriegsland. Wir tun, als ob die für unsere Heimat fechten würden, als müßten wir uns über ihre Siege freuen und lachen, wenn es ihren Feinden recht schlecht ginge. Wir vergessen, daß wir uns nur um unsere Sache zu kümmern haben und um nichts sonst. Und die da drüben, was wissen wir, ob es ihnen nicht eines Tages paßt, den Weg durch unser Land zu nehmen!"

„Das tun sie nicht," sagte die Schirmerin. Sie stand auf und kramte in einem Nähtischchen, ein schlankes Weib mit einem gar ruhigen Gesicht.

Die kleine Widerrede erzürnte Schirmer. Er fuhr lauter und rascher fort: „Bah, bah, bah, da wollte ich nicht die Hand umdrehen, die oder die anderen — wenn es ihnen in den Kram paßt — oder vielleicht — wenn wir nicht eine so feste Grenzwehr hätten, würde keiner unserer Nachbarn lange Federlesens mit uns machen. Überhaupt, unsere Regierung weiß wohl, warum sie strenge vorschreibt, daß wir still zu sein und weder zugunsten noch zuungunsten derer Partei zu nehmen haben, die sich da draußen gegenseitig Volk und Land verwüsten. Uns soll unsere Freiheit lieb sein und sonst nichts."

Adolf hatte sein Buch weggelegt, war vom Tisch weg und ans Fenster gegangen. Es war ihm immer unbehaglich, wenn der Vater polterte, er hielt es mit der friedlichen Mutter. Nun blieb ihm aber ein Wort des Vaters im Ohr. „Wer nicht reden darf, wie ihm das Herz steht, ist nicht frei," sagte er plötzlich. Er reckte den schlanken Körper, und das Winterlicht des Fensters floß ihm auf die gerade Stirn.

Dem Wagner stieg das Blut zu Kopf. „Das ist die Gertrud, die aus dir redet," begehrte er auf. „Aber da will ich schon sorgen. Das muß ein Ende nehmen."

Adolf strich sich ins zurückgebürstete schwarze Haar. Er schien nicht recht zu wissen, was er

beginnen sollte. Dann ging er still aus der Stube.

Schirmer machte seiner Erregung weiter Luft. Die Gertrud, die aus dem Kriegsland drüben, deren eigener Mann im Felde stehe, die brauche ihm nicht mehr ins Haus zu kommen. Seine Ruhe wolle er haben und von Parteilichkeit nichts wissen. Das seine sei ein Inländerhaus und wolle es bleiben, und Fahnen für Fremde würden da nicht ausgehängt! Sonst fahre er einmal mit der Faust dazwischen.

Die Schirmerin hatte sich indessen an ihren Platz zurückgesetzt. Sie schwieg. Der Mann brauchte immer Zeit, um sich wieder zu finden, wenn er so aufgebracht war und im Wirtshaus einen bei seiner sonstigen Nüchternheit ungewohnten Schoppen genommen hatte.

Adolf war vors Haus und nach dem danebenstehenden Holzschopf gegangen. Des Vaters Art tat ihm weh. Überhaupt war ihm ja seit Ausbruch des Krieges manchmal so leid ums Herz. Er wußte nicht eigentlich warum, er konnte nur keine rechte Fröhlichkeit finden. Es sei denn, daß er bei der Gertrud drüben war.

Die Straße draußen war verschneit, und es war kalt, der Schnee knarrte leise unter des Knaben Schritten. Er öffnete die Schopftür. Dann brachte ihn etwas auf andere Gedanken.

Da drinnen standen zwei Holzställe, die er selbst aus alten Kisten zusammengezimmert hatte. Sie enthielten Kaninchen. Schon zwölf ausgewachsene Stücke. Prachtskerle! Der Lehrer sagte, daß sie sich an jeder Ausstellung einen Preis holen würden. Von klein auf hatte er sich solche gewünscht, aber der Wunsch hatte lange nicht in Erfüllung gehen wollen. Erst an seinem vorletzten Geburtstag hatte ihm die Tante Gertrud das alte Haasenpaar geschenkt. Jetzt war da schon Nachwuchs, wohlgeratener Nachwuchs. Tiere waren ihm fast lieber als Menschen. Als Gespielen wenigstens. Sie waren dankbarer, anhänglicher.

Er trat zu den Ställen. Er fütterte die Hasen. Das alte Paar nahm er nacheinander heraus und auf die Knie. Sie waren so zahm, daß sie gleich Katzen sich an ihn schmiegten. Er schloß die Schopftür und ließ das ganze Dutzend Pelzkerle los, spielte mit ihnen, kraute die zahmen und jagte die wilden. Dabei gewann er sein inneres Gleichgewicht wieder.

Als er endlich, des Spieles satt, seine Schützlinge wieder unterbrachte, war es draußen schon Abend geworden. Der rote Westhimmel flammte ihm entgegen, als er ins Freie trat. Er ging nach dem Hause zurück. Im Flur zögerte er und besann sich, ob er in die Stube treten solle.

Aber sein Herz klopfte in leiser Angst vor seinem Vater, obwohl er fast gewiß war, daß dieser schon wieder beruhigt bei der stillen Mutter sitze. Leise begab er sich in seine Kammer hinauf, die unterm Giebel lag. Dort trat er ans Fenster, das wie ein Turmausguck war, und das Herz wollte ihm vor andächtigem Staunen stillstehen, so mächtig war das Bild, das sich ihm bot. Er hatte von diesem Fenster aus die Alpen schon oft gesehen, aber heute waren sie anders als je. Sie standen nicht wie sonst als eine Reihe starrer, weißer Recken da, sondern sie stiegen gleichsam aus geheimnisvollen Tiefen auf und ragten und reckten sich. Seltsame Lichter überflogen sie, welche die untergegangene Sonne warf, und das war, als ob sie ihm, Adolf, Zeichen gäben. Dann blitzte in dem rosenfarbenen Himmel, dessen Glanz leiser und leiser wurde, ein Sternlicht auf, ein so unwirkliches, silbern unruhiges, daß man nicht wußte, ob es eines oder mehrere waren, die da als funkelnde Blumen im Himmelsteiche schwammen.

Des Knaben Blick löste sich vom Horizont und kam in die Schatten des Landes zurück, in die fernen Hügel mit den schwarzen Wäldern, in die verschneiten Ebenen und auf die Hütten des Heimatdorfes. Das alles war wohl schön! Der Vater hatte recht. Es ging wohl nichts

über die Heimat. Und man brauchte nicht hinauszusehen zu den anderen, man konnte nur immer glücklich sein, daß in dieser schönen, kleinen Heimat noch Friede war, Friede mitten im Kriegsbrand, Friede! ... Aber war nicht der Friede etwas, was einem Herz und Sinn nicht recht ausfüllte, etwas, was um seiner Alltäglichkeit willen an Bedeutung verlor?

„Friede macht schlaff," hatte die Gertrud gesagt.

Die Gertrud! Hm, was das doch für eine war! Wie ein junger Springer! Wie eine, die selbst am liebsten mit Säbel und Gewehr auszöge. „Von allen Seiten," sagte sie, „sind sie über uns hergefallen, siehst du? Zwölfe gegen einen! Aber da schau her! In unserem ganzen Land: wie ein Mann sind wir aufgesprungen! Kein Zwiespalt ist mehr unter uns, kein Unterschied zwischen arm und reich. Jeder zählt nur noch nach dem, was er für unser Bestehen tut. Das ist etwas Großes, Bub, das muß man erleben, empfinden können. Aufgerüttelt hat es uns. Es ist eine furchtbare Zeit. Aber ich wollte nicht, daß ich sie nicht erlebte."

Und auch sie hatte recht!

Adolfs Backen färbten sich. Sein Herz klopfte, und seine Augen bekamen einen heißen Schein.

Zweites Kapitel

Trotzdem der Vater so gescholten hatte, konnte der Verkehr mit der Gertrud Schulz doch nicht völlig eingestellt werden. Sie war doch die Schwester der Schirmerin und war mutterseelenallein mit dem alten Schmiedgesellen. Man konnte sie nicht wie eine Fremde verlassen. Da aber die Mutter nicht rüstig genug war, schickte sie eben den Adolf zeitweilig hinüber zur Tante. Der Vater litt es, wohl oder übel.

Eines Tages fand der Knabe die Verwandte beschäftigt, kleine Pakete zu machen. Sie war ernster als gewöhnlich. Es wollte Adolf scheinen, als ob sie geweint hätte. Die Gertrud und weinen! Er betrachtete sie, während sie ihre Arbeit tat, allerlei Wollzeug einpackte und sich im Gegensatz zu sonst um ihn, den sie nur kurz begrüßte, kaum kümmerte. Ihre Bewegungen waren rasch, fast zornig. Auch die Farbe ihrer Wangen verriet etwas wie Zorn, und noch mehr schien es in ihren schönen dunkelblauen Augen zu flackern.

„Da siehst, was ich tue," redete sie Adolf endlich an. „Alle Wolle, die ich im Hause habe, packe ich zusammen. Sie haben uns die Zufuhr abgeschnitten, die Herren Feinde, die Hunderttausende. Jetzt müssen wir hingeben, was wir haben. Jedes Haus! Jeder Mensch! Sie sollen

nicht in Frost und Sturm und Schnee zugrunde gehen, die Unseren, die im Felde stehen. Bei Gott nicht. Und wenn wir uns nackt ausziehen müßten ihretwegen!"

Sie wandte Adolf das junge, entschlossene Gesicht zu. Das blonde Haar lag ihr wie eine Krone um den Kopf. „Der Mann hat geschrieben," fuhr sie fort. „Es ist kaum zu glauben, was sie aushalten müssen in den Schützengräben." Ihre Lippen zuckten ein wenig. „Aber," schloß sie heftig, „er schreibt, sie halten es schon durch. Natürlich halten sie!" Sie warf den Kopf zurück. Ihr Blick blitzte.

„Es wird wohl kein Mangel an Wollsachen sein," sagte Adolf.

„Aber auch kein Überfluß," antwortete sie. „Alles wird zusammengesucht, alte Tücher und Kleider, Felle, Teppiche."

„Felle?" sprach Adolf nachdenksam.

Die Gertrud erzählte weiter: „Bei uns geht jetzt alles ins Große: die Notwendigkeit und die Hilfe. Keiner steht zurück. Herrgott, Bub, das ist so etwas für einen jungen Menschen wie du zu sehen. Was ein Volk kann, wenn es einig ist!" Sie hob die runden Arme. Ihre Begeisterung konnte einen fortreißen.

„Ich will auch etwas tun," sagte Adolf plötzlich.

„Was denn?"

„Du weißt, meine Kaninchen ..."

Gertrud lachte. Sie nahm das Wort nicht ernst.

„Hasenfelle sind wohl zu brauchen," erklärte er.

Da sah die Schmiedin, daß auch ihm die Backen heiß waren. Es fiel ihr ein, was für ein Opfer sein Angebot bedeutete. Das Lachen verging ihr, und das Herz ging mit ihr durch. „Du bist ein guter Bub," lobte sie. „Aber — du kannst die nicht hergeben, sie sind dir zu lieb."

Adolf widersprach. „Ich bringe dir sie. Alle kann ich nicht auf einmal. Aber nach und nach im Laufe der nächsten Woche bringe ich sie herüber."

„Sie würden dich an der Grenze nicht durchlassen."

„Sie kennen mich doch alle, und ich binde ihnen nicht auf die Nase, was ich bei mir habe."

Da faßte Gertrud, die junge, heiße Gertrud, die Freude, daß sie da noch ein weiteres für die Kämpfer im Felde würde tun können, und sie meinte den Knaben zu verletzen, wenn sie länger widerstrebte. „Das muß man wissen, was du für einer bist," rühmte sie. „Das will ich den Leuten schon erzählen."

„Lieber nicht," erwiderte Adolf, „der Vater ..."

Gertrud schwieg. Sie kannte den Schwager. Der hütete das Recht wie sein Leben, und das, was der Junge tun wollte, ging wider das Verbot. Aber — am Ende hatte sie selber dem Knaben die Kaninchen geschenkt, und im Grunde machte ihr der Gedanke Vergnügen, daß dem brummigen Schwager und Gerechtigkeitswächter ein Schabernack gespielt werde. Sie widerstrebte nicht weiter. Sie besprachen noch das und jenes, und sie setzte Adolf Äpfel und selbstgebackenen Kuchen vor. „Das hast du verdient," sagte sie.

— — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später trug Adolf in seinem Rock verborgen das erste Kaninchenpaar über die Grenze. Ein andermal hielt er zwei in einem Korb Obst versteckt, den er der Tante brachte. So schmuggelte er sie alle nach und nach hinüber. Seine Freunde, die Soldaten dies- und jenseits der Grenze, fragten ihn nicht um seine Ware. Das hatte er zuvor gewußt.

Aber der Wagner Schirmer merkte, daß die Hasen aus Adolfs Kisten verschwanden. Er kam gerade an dem Abend wieder in den Schopf, als der Knabe mit den beiden letzten Tieren, dem alten Paar, davongeeilt war.

Adolf hatte nicht viel Zeit. Die Gefahr, die bei seinem Beginnen war, hatte ihn nach

und nach aufgeregt. Die Freude und das Lob der Gertrud und ihre Erzählungen vom Siegen und Streiten ihrer Landsleute beruhigten ihn wohl für den Augenblick. Aber daneben war eine Angst in ihm, und die wuchs täglich. Der Vater mußte doch erfahren, was er getan hatte. Zu Anfang schien es ihm ein geringes, sein Vergehen zu entschuldigen; nach und nach fiel es ihm immer schwerer aufs Herz. Der Vater hatte seither noch oft von der Notwendigkeit gesprochen, sich jeden Anscheins einer Parteinahme für die Ausländer zu enthalten. Wenn es angegangen wäre, hätte der Knabe vielleicht seine letzten Hasen behalten. Allein er wollte nicht feig erscheinen. Er verteidigte die Tat auch vor sich selber. War es nicht Pflicht, Gutes zu tun? Und Ehre und Pflicht, tapferen Leuten, wie denen da drüben, zu helfen? Er nahm sich übrigens vor, wenn er von diesem letzten Gang zurückkomme, zu Hause alles zu sagen. Zuerst der Mutter. Er wußte, daß die ihn verstand, dann — dem Vater. Vielleicht würde die Mutter auch noch ein helfendes Wort beifügen.

Adolf hielt sich bei der Tante nicht auf. Sie wunderte sich über sein Wesen. Er war erhitzt vom raschen Gehen. Und als sie ihm danken wollte, schien er nur halb zu hören,

versicherte, er müsse gleich zurück, damit er vor Dunkelwerden daheim sei, und verließ im Sturme Stube und Haus.

Es war eiskalt, als der Knabe wieder ins Freie kam. Die Straße war hartgefroren. Von Norden fuhr ein bissiger, gehässiger Sturm ihm in die Seite, während er seines Weges eilte. Er hatte darauf nicht acht. Und er lief sich so warm, daß er die Mütze vom Kopf riß, weil sie ihn belästigte.

Es wurde aber Nacht, bis er das väterliche Haus erreichte.

Wie ein Schatten stand das weiße Gebäude vor ihm, als er in die Dorfstraße einbog. Nur hinter den Wohnstubenfenstern der Mutter war schon Licht und leuchtete rot und freundlich ihm entgegen. Er verlangsamte den Schritt, fühlte, wie ihm das Herz bis an den Hals klopfte und wie ihm der Schweiß von der Stirn rann. Er wollte sich der Haustür nähern, als er bemerkte, daß die Schopftür offen stand. Hatte er die zu schließen vergessen?

In diesem Augenblick sah er den Vater auf die Hausschwelle treten.

Adolfs Verhältnis zum Vater war ein seltsames. Der feine, stille Bub und der wie ein Roß arbeitende rauhe Wagner konnten sich nicht recht ineinander finden. Dieser fiel den

Knaben oft rauher an, als er beabsichtigte, nur weil seine sanftere Art ihm unverständlich war, und jener erschrak darob so sehr, daß er nichts von der Gutmütigkeit ahnte, die im Grunde doch hinter dem Polterer von Vater steckte.

„Wo treibst du dich denn herum?“ fragte Schirmer jetzt.

„Ich — ich war bei der Base Gertrud,“ gab Adolf zaghaft zurück.

„Das muß man dich nicht fragen,“ fuhr der Wagner fort, „das weiß man im voraus.“

Er kam über die paar Haustürstufen herunter, breitschultrig, mit rotem Gesicht, ein wenig wie der schwere, langsame, leibhafte Zorn. Einen Blick warf er nach dem Schopf hinüber und fragte: „Wo hast du denn deine Hasen hingebracht?“

Das war der gefürchtete Augenblick. Dem Knaben gefror das Blut. Aber dann war er auf einmal ganz ruhig. Warum sollte er nicht ehrlich sagen, was geschehen war? Er hob die klaren Augen zum Vater auf und gestand: „Ich habe sie der Base Gertrud gebracht.“

„Wozu? Das begreife wer will! Wozu?“

„Die Felle — für die Soldaten — im Winterfelde.“

Der Bub sah, daß der Vater den Grund schon halb erraten hatte. Er verlor die Sicher-

heit. Und es fiel ihm allerlei in Erinnerung. „Jede Unterstützung der Kriegführenden ist verboten,“ hatte der Vater immer gesagt; „jede Parteinahme ist Verrat gegen das eigene Land!“ Merkwürdig, daß ihm das jetzt so scharf, so spitzig deutlich in die Gedanken sprang!

Der Wagner Schirmer stand zwischen seinem Haus und dem Knaben.

„Was?“ brüllte er auf. Es überfiel ihn eine so blinde, fessellose Wut, daß er sich selber nicht mehr kannte. Was? Da sein Bub — sein eigener ging hin und tat etwas, was in der letzten Zeit hundertmal verboten, vor was hundertmal gewarnt worden war! Er, Schirmer, war ganz erfüllt von seiner Bürgerpflicht. Es war sein Stolz, daß er zu keinem von denen hielt, die sich da draußen bekriegten, daß er streng aufrecht nur zu seinem eigenen kleinen Lande stand. Und nun kam aus seinem Hause solch eine Missetat, solch eine Narrheit, so ein blödsinniges Unterfangen! Er fand keine Worte. Er hob die Fäuste und wollte auf Adolf zugehen. Aber — er hatte ihn nie geschlagen. Er war auch zu — zu schwach für Schläge. Er bezwang sich. „Du bist ja ein Prächtiger,“ schnaubte er, „ein Muster bist — du —! Geh, mach, daß du fortkommst! Lauf — zur Ger-

trud — geh — laß dich dort einheimen bei deinen Freunden — geh!"

Mit diesen Worten schritt er rückwärts. Er faßte die Türklinke.

„Vater!" sagte Adolf.

„Was hast denn für uns getan, he?" höhnte Schirmer. „Für unsere Heimat, he? Der Krieg macht uns auch ein hartes Leben. Und bringt uns in Schulden und in Not. Wenn du hast schenken wollen, hättest ja daheim schenken können. Da sind auch Arme, da bei uns!"

Das warf sich fast ohne sein Dazutun aus ihm heraus, so war sein ganzes Wesen von Entrüstung aufgewühlt.

„Vater!" bat Adolf wieder. Ein wenig dringender, ein wenig ängstlicher. Der Schweiß, der noch immer auf seiner Stirn stand, war kalt geworden. Er tat ein paar Schritte der Haustür zu. Vielleicht glaubte er, daß es dem Vater nicht so ernst sei.

Der aber wiederholte: „Du kommst mir nicht ins Haus! Ums Leben nicht! Lauf zur Gertrud hinüber, die soll dich behalten! Wir brauchen hier keine, die uns verraten!"

Er trat ins Haus. Die Tür ging hinter ihm zu. Wahrhaftig, er drehte den schweren Schlüssel.

Adolf meinte noch die ruhige Stimme der Mutter zu hören, die etwas fragte. Dann wurde es drinnen still.

Es schüttelte den Knaben. Ein stärkerer Windstoß als vorher kam durch die Dorfgasse gefahren. Da fühlte er, wie die Kleider ihm anklebten. Kalt waren die Kleider. Es wurde ihm merkwürdig zumut. Er schlich nach dem Schopf hinüber und suchte dort Schutz. Er fror. Und es war wüst in seinem Innern von widerstreitenden Empfindungen. Es tat ihm weh, die leeren Hasenställe anzusehen. Unbesonnen war es wohl gewesen, was er getan. Aber im nächsten Augenblick fühlte er, daß er die Tat noch einmal täte. Die Tapferen — da — da drüben! — Oder? Hatte der Vater doch recht?

Das Herz brannte ihm.

Und er fror — er fror.

Wie lange es dauerte, wußte er nicht. Aber als es schon tiefe Nacht war, kam die Mutter. Sie sah ihn an. Dann zitterte sie und fuhr ihm über die feuchte Stirn.

„Komm doch," sagte sie mit ihrer sanften, guten Stimme. Sie hielt den Arm um seine Schultern gelegt, als sie ihn ins Haus hinüber führte.

Drittes Kapitel

Es war nicht zu ändern. Adolf war krank. Es war nicht zu ändern. Es ging an den Tod.

„So ein wütendes Fieber! Und stark ist er nicht," sagte der Arzt.

Der Einzige von Wagner Schirmer!

Eine eigentümliche Stimmung war im Hause. Weder Klage noch Anklage. Der Alltag ging seinen gewohnten Gang. Nur Schirmer sprach weniger als sonst, und manchmal lief er von der Arbeit hinweg nach des Knaben Dachkammer, blieb auf halbem Weg oder vor der Tür stehen, lauschte und kehrte wieder in die Werkstatt zurück.

Tag und Nacht war die Mutter bei dem Buben. Sie hatte eine große Liebe.

Aber auch ihre Schwester, die Gertrud, kam. Und die heiße, junge Frau und ihr Schwager wären beinahe aneinander geraten. Aber der Tod, der im Hausflur stand, geschweigte sie.

Jetzt kam es sogar vor, daß die drei Leute, die Mutter, der plumpe, schwerschrittige Wagner und die helle Gertrud, in der Krankenkammer zusammentrafen.

Adolf lag im Bett auf dem Rücken. Sein schwarzes Haar stach vom Kissen ab, sein Gesicht war aber fast so weiß wie jenes, nur die Augen blickten dunkel und ernsthaft, und er

schlug sie gern gegen die Decke auf. Anfänglich hatten ihm die hohen Fieber das Bewußtsein getrübt. Jetzt lag er bei klaren Sinnen und dachte viel nach. Einmal fragte er die Mutter nach den Freunden über der Grenze, und sie erzählte in ihrer fast allzu stillen und wortarmen Weise von einer großen Schlacht, die jene gewonnen.

Adolfs Augen wurden von einem merkwürdigen Glanz heiß. Er atmete ein paarmal hoch auf und freute sich wieder, freute sich, daß er jenen mit seiner kleinen Hilfe beigesprungen war. Aber der Freude folgten sogleich Zweifel. Sie hatten ihn schon in den Fiebern gequält. „Nicht zum Schaden!" hatte er da immer gestammelt. Sie hatten nicht recht gewußt, was er damit meinte. Jetzt dachte er es vollends aus, daß er doch nichts zum Schaden der kleinen Heimat habe tun wollen. Und das Herz war ihm immer noch zerrissen. Jetzt schlug es denen da drüben, die sich wie Löwen wehrten, und jetzt — liebes, kleines Land, wie konnte der Vater nur sagen, daß er es verrate!

Der Abend desselben Tages kam. Der Arzt war da und ging. „Es geht zu Ende," sagte er zu Schirmer.

Der war grau im Gesicht und stieg schwerfällig wie ein alter Mann zu seinem Einzigen

hinauf. Da standen auch die beiden Frauen wieder in der Kammer; die Gertrud war schon am frühen Morgen wiedergekommen. Die Helle des Sonnenunterganges lag im Zimmer, das Gold, das wie Feuer ist. Es war über eine ganze Wand hingegossen, die sonst kahl in ihrer weißen Tünche schien. Ein Bettpfosten stand auch im Licht, das brannte darauf wie eine kleine, heilige Flamme, zu der er den Ständer abgab.

Adolf hatte geschlafen. Erwachen sahen sie ihn nicht, doch mochte er wohl beim Eintritt des Vaters die Augen aufgetan haben. Nun sprach er auf einmal die Gertrud an, die er heute zum erstenmal erblickte: „Einen Sieg haben sie wieder, gelt!"

Die Gertrud Schulz stand in der Sonne. War ihr Gesicht von dieser oder plötzlich aufflackernder Begeisterung überflammt? Ihr schweres blondes Haar sah aus wie eine wirkliche Krone, so glänzte es. „Ja, einen Sieg," sagte sie mit einem weiten Atemzug und streckte die junge Gestalt. „Und was für einen! Den weit überlegenen Feind — so — so gepackt haben sie ihn, daß nichts als Trümmer von ihm übriggeblieben sind!"

Adolf schwieg.

Die Mutter setzte sich zu ihm.

Der Vater trat ans Fenster und sah hinaus. Die Sonne legte goldene Ränder um seinen wuchtigen Körper.

Jetzt hob sich der Knabe ein wenig im Bett. „Das ist etwas Großes," sagte er. „Das muß man anstaunen. Es ist nichts Böses, wenn man sich über Menschen freut, die so etwas Gewaltiges tun!"

„Nein, bei Gott nicht!" antwortete die Gertrud. Ihre Augen blitzten. Sie sah nach dem Schwager hinüber, als wollte sie den fragen: Hörst du es?

Der Wagner Schirmer drehte sich um. Vielleicht wollte er widersprechen. Es lag wie erwachender Zorn in seinen Zügen. Aber jetzt sah er, wie Adolf das schmale Gesicht ihm zuwendete. Der Blick des Knaben ging an ihm vorbei ins Fenster, in welchem das Gold langsam erblaßte.

„Mutter," sagte er, „es ist ein schöner Abend."

„Ja, Bub," antwortete die Stille.

„Ich möchte hinaussehen," bat er.

Da schaute die Schirmerin ihren Mann an, und er und Gertrud schoben schweigend das Bett gegen das Gesimse vor.

Die Sonne war untergegangen. Aber das Gold, das eben noch in der Stube gewesen war, hing jetzt an einer Reihe von Wolken, die im

Westen über den fernen Bergen standen. Die Wolken brannten, hingen da wie lohende Tücher, wie züngelnde Flammen. Und unter ihnen standen Berge, Berge, immer wieder Berge. Weiß, eher beschattet, aber Welten, hintereinander aufragende Welten von Bergen.

„Schön, Mutter!“ sagte Adolf.

„Das unsere ist ein — liebes — schönes Land,“ wiederholte er. Und dann leiser, mit versagender Stimme: „Ihr müßt nicht glauben, daß ich ich das nicht — fühle.“

Er legte sich ins Kissen zurück. Er schob die schwache Hand über die Decke vor.

„Vater,“ sagte die Frau am Bett, „er will dir die Hand geben.“

Schirmer kam heran.

Aber die Gertrud schluchzte wild auf.

Der Wagner senkte den dunkeln Kopf. Es kam etwas wie ein Stöhnen mühsam aus seiner Brust heraus. Die Geduldige aber am Bett legte dem toten Buben sachte und schweigend die Hände zusammen.



Blätterfall

Nun spannt der Herbst sein Goldnetz durch die Lande,
Im Tale braut noch Nebel irgendwo,
Ein Wölklein blitzt am blauen Himmelsrande,
Am Waldsaum brennt ein Dornbusch lichterloh,
Kein Vogel läßt sein Morgenlied mehr schallen,
Die Rosen haben müde sich geblüht,
Fahl streckt der Acker sich und abgemüht,
Und Blätter fallen — Blätter fallen.

So ist es hier! — Gott schütze uns und schirme! —
Doch draußen, draußen zuckt der Wetterstrahl,
Und über blut'ge Felder jagen Stürme,
Es mäht der Tod mit halmegier'gem Stahl.
Dort rast der Krieg. Es zittern und es hallen
Vom Schritt der Heere Steppe, Straßen, Au.
Rot glüht die Nacht. Der Tag tagt sterbegrau.
Und Blätter fallen — Blätter fallen.

Nie war ein solches Rauschen noch auf Erden,
Nie war ein solcher Laubfall noch erhört,
Als sollten nackt die letzten Wälder werden,
Die fernsten Südlandhaine sturmzerstört.

Das ist: es sind nicht Wälder mehr, die enden,
Es kam das Sterben an ein andres Holz:
Vom Menschheitsbaum reißt allen Schmuck und Stolz
Das Schicksal mit Titanenhänden.



Winterschnee

Vieler Brände Flammen sind zu kühlen.
Komm, du weißer, weicher Winterschnee!
Vielen stillen Schläfern fehlt's an Pfühlen.
Bette sie, daß ihnen Recht gescheh'!

Öder Felder jammervollen Schrecken,
Deck ihn leis wie unter Linnen zu!
Blutgedüngter Erde dunkle Flecken
Lind und lärmlos rieselnd lösche du!

Dämpfe der Verzweiflung gelle Rufe,
Breite über Wunde Schlaf und Traum!
Laß der reiterlosen Pferde Hufe
Lautlos treten deinen kühlen Flaum!

Wo das Schwert die grause Mahd geschnitten,
Wo der Zorn und wo der Haß geschrien,
Wo der Tod den tollsten Ritt geritten,
Breite dein geruhsam Schweigen hin!

Denn die arme Erde lechzt nach Frieden.
Kühle du ihr ungestilltes Weh,
Die der Völker Grimm ihr nicht beschieden,
Gib ihr Ruhe, weißer Winterschnee!



Weihnachtslied

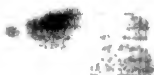
Laßt uns denken an das Weihnachtsfest.
Friede lag noch über allen Landen.
Schwerer Schnee bog nieder das Geäst
All der Tannen, die am Berge standen.
Schweren Schnee trug jeder Hütte Dach.
Von den Sternen, die durchs Dunkel sahn,
Wurde eine Weihnachtsglocke wach.
Und wir zündeten die Kerzen an.

Laßt uns denken an das Weihnachtsfest.
Keine Lücken waren noch im Kreise,
Keins der Unsern, das man weinend läßt,
Hatte sich gewendet noch zur Reise,
Keins noch hatte sich zum Schlaf gelegt,
Von dem Liebe es nicht wecken kann,
Blicke suchten Blicke froh bewegt.
Und wir zündeten die Kerzen an.

Laßt uns denken an das Weihnachtsfest.
Draußen geht das Zischen der Geschosse,
Brüllt der Lärm der Schlacht in Ost und West,
Angstvoll wiehern reiterlose Rosse.
Stille Posten halten einsam Wacht.
Und, den Siegespurpur umgetan,
Steht der Tod und lauert in die Nacht. —
Doch wir zünden hier die Kerzen an.

Laßt uns hoffen auf ein Weihnachtsfest
Und gewiß sein, daß es wieder werde —
Meßt das todesdunkle Heut und meßt
Jenes Künftige, beschert der Erde —
Wie ein seliger Traum wird Land und Meer
Wird Gebirg und Täler es umfahn,
Hält die heilige Eintracht Wiederkehr.
Hofft und zündet still die Kerzen an.





Das Kriegsjahr

Das ist das fürchterliche Jahr,
Da Menschenglück wie Glas zerschellt,
Da Berg und Wald und Feld und Mar
Vom Wutgeheul des Krieges gellt.
In ganze Völker fuhr der Sturm
Und peitscht im Grimm die Menschenflut,
Not schreit ins Land von Turm zu Turm
Und jeder Tag brennt rot von Blut.

Das ist das wundersame Jahr,
Da Schmerz nicht weint und Leid nicht klagt.
Es trennt der Tod, was einig war.
Warum? Es ist kein Mund, der fragt.
Die Mutter gibt den letzten Sohn.
Was ihr der Sturm von dannen trug,
Nicht Braut, nicht Gattin spricht davon.
Die Heimat will's, das ist genug.

Es steht ein Berg im Abendschein.
Ob ihm erglimmt ein früher Stern.
Einmal wird wieder Friede sein.
Dann preist die Erde Gott den Herrn.
Und dann erzählt den Enkeln wohl
Manch Weib in schmerzgebleichtem Haar:
Das waren Tage schreckensvoll,
Das war das große, stumme Jahr!



Einmal muß wieder Friede werden

Erstes Kapitel

Zwei Häuser standen an einer langen, von hohen, schlanken Pappeln gesäumten Straße, wo diese in ihrem fast endlosen und ebenen Dahinlaufen sich ein klein wenig hob, als ob ein fauler Trotz sie zu zeigen veranlaßte, daß sie auch sich zu bäumen vermöge. Ein Bächlein kreuzte die Straße an dieser Stelle, so schmal und tief, wie jene breit war. Es trocknete nie aus und führte mehr Wasser, als man ihm zutraute, aber sein Bett war oben so eng, daß keine Brücke nötig gewesen war, es zu überbiegen, sondern ein paar Steinplatten genügt hatten, die Straße hinüber zu führen. Krebse schlichen im Bach, lange Schlinggewächse wiegten sich im klaren grünen Wasser.

Die zwei Häuser standen je in einer Ecke zwischen Straße und Wässerlein, eines hierseits, eines dortseits. Das eine der Gebäude war groß und kahl und häßlich und hatte mehr leere Fensterhöhlen als Scheiben. Wo aber das Glas noch in lottrigen Rahmen steckte, war es blind und schmutzig. An einem einzigen dieser Fenster hing so etwas wie ein Vorhang, ein roter, unglaublich unsauberer Fetzen.

Vor einer langen Reihe von Jahren war in dem Gebäude eine Fabrik oder dergleichen betrieben worden. Jetzt zerfiel es langsam. Der Rat der Gemeinde, zu der es gehörte und die eine starke halbe Stunde entfernt war, vermietete es dann und wann an arme Leute. Meistens stand es leer.

Im Augenblick allerdings wohnte der Tagelöhner Joseph Adam mit Frau und Tochter darin. Eigentlich hatten sie nur die große Stube mit dem Vorhangfetzen inne.

Das Nachbarhaus war ein einstöckiges, kleines Holzding, ähnlich einem Bahnwärterhäuschen. An seinen verschindelten Wänden klomm ein Gespinst von allerlei Kletterpflanzen, Kapuziner, Winden und Wildrebe empor. Im Sommer piepsten die kleinen Fenster nur so schüchtern oder schlau vergnügt aus dem bunten Ranken- und Blumenwerk, das alle vier Seiten umwucherte.

Hier wohnte der Straßenwärter Andreas Hotze mit seiner lahmen Frau und seinem Sohne.

Reichtum und Vornehmheit also hatten sich an dieser Straßenöde nicht angesiedelt, wo, so weit der Blick reichte, nicht ein Dorf, noch nur andere einzelne Häuser zu erspähen waren, sondern einzig Äcker und Wiesen sich endlos aneinander schlossen, und erst in weiter Ferne

die Schatten von Wäldern und blauen Hügeln sichtbar wurden.

Andreas Hotze, der Straßenknecht, war hier alt geworden. Die Tagelöhnerfamilie in dem einmal weißgetüncht gewesenen, jetzt aber rußüberschlagenen Staatsschloß gegenüber hatte erst vor einigen Wochen Einzug gehalten.

Das Land, zu dem die beiden Häuser wie die nächsten Dörfer gehörten, war ein reiches, armes Land. Reich, weil es unter heißer Sonne und fruchtgebendem Himmel schwere Ernten trug, arm, weil mehr als einmal Krieg es überzogen und es bald zum einen, bald zum anderen von zwei mächtigen Reichen geworfen hatte, zwischen denen es lag.

Krieg lag auch jetzt wieder in der Luft, ein furchtbarer, nicht nur Länder, sondern die Welt mit Erschütterung bedrohender Krieg.

Es war Sommer und schwül, aber die Schwüle kam mehr aus den bedrückten Gemütern der Völker als von der starken, großen Sommersonne.

Man hätte meinen sollen, daß, während nun in Städten und Dörfern von der drohenden Weltlage gesprochen wurde, sich auch den beiden Nachbarn am Krebsbach Anlaß zu einem Wort hin und wieder geboten hätte, aber es war da mit Bekanntschaft und Freundschaft so wenig

weit her, daß, seit die Adamischen neben dem Straßenwärter wohnten, sie kaum zu einem gegenseitigen Gutentag gekommen waren. Die Hotzes waren stille Leute. Vater und Sohn gingen frühmorgens zur Arbeit und kamen abends zurück, und die lahme Frau ließ sich selten, auf ihren Stock gestützt, vor dem Hause sehen. Wenn die beiden Männer aber sich nach Feierabend ein Verschnaufen gönnten, kamen sie dem Adam-Hause schon deshalb nicht nah, weil die kleine Gartenbank, auf der sie ihre Pfeifen rauchten, sich auf der anderen Seite ihrer Hütte befand.

Es kam aber doch ein Tag, da die gleichgültigen Nachbarn aufeinander aufmerksam wurden. Die Straße, die zwischen ihren Häusern lag, war schuld daran. Diese Straße war sonst still, wenig begangen und spärlich befahren. Eines Tages aber begann ein ungewohntes Leben über sie hinzuwogen. Von Westen nach Osten, von der nahen Grenze her ins Land zurück, Volk, das die Dörfer verließ, Männer, die sich zum Kriegsdienst stellen mußten. Und von Osten gen Westen flinke Reiter, die auf Kundschaft ausgesandt waren. Es schlug die Stunde, da auch Andreas Hotze und sein Sohn Kaspar sich rüsteten, um zu den Soldaten zu stoßen, der Junge, weil er mußte, der Alte, weil er

wollte, weil es ihn, der im früheren Kriege das Tapferkeitszeichen verdient, daheim nicht litt, wenn es die Größe seines angestammten Vaterlandes galt. Die Hotzes kamen tief aus dem Inneren des östlichen Reiches her.

Es war ein unsichtiger, aber warmer Morgen, als die zwei Männer an der Straße standen und von der Mutter Hotze Abschied nahmen, Alle drei hatten sich noch mancherlei zu sagen. ehe sie auf eine Zeit schieden, die leicht zur Ewigkeit werden konnte. Friedlich und freundlich, wie sie miteinander gelebt hatten, sprachen sie noch miteinander, der starke, gedrungene Vater mit dem vollen, graugesprenkelten Haar und Bart, und der lange, blonde Sohn einerseits und die lahme Frau, die allein zurückbleiben sollte, die Katharina, anderseits. In der Stube hatten sie angefangen, in der Straße setzten sie den Abschied fort; denn die Trennung war nicht leicht. Sie sprachen von schwerer Schlacht und möglichem Sieg, vom Wiederkommen und ebenso möglichen Ausbleiben. Vater Andreas, der in alldem Bescheid wußte, gab der Frau noch ein paar Ratschläge. Es könnte ja wohl sein, meinte er, daß die Feindseligkeiten sich bis in diese Gegend erstreckten. Er riet daher der Frau, zwar zum Schutz ihres kleinen Eigentums zu bleiben, solange es angehe, nicht

aber sich zu großer Gefahr auszusetzen, sondern, wenn solche eintreten sollte, zu Verwandten weit im Hinterland zu fliehen. Frau Katharina nickte zu seinen Worten und entgegnete nicht viel. Sie hatte ein rotes, etwas hartes Gesicht. Es war nie ihre Art gewesen, die beiden Mannsbilder zu verwöhnen; aber dennoch rannen ihr jetzt zwei Tränen über die strammen Backen, und die starken Hände, mit denen sie sich verwirrt und verloren den weißgelben Scheitel glattstrich, zitterten. Als jetzt Kaspar, ihr einziges Kind, die Hand in die ihre legte, wurden ihre Finger im Drucke steif, als könnten und könnten sie die des anderen nicht mehr fahren lassen. Der Vater mußte ein ungeduldiges „Macht jetzt fertig!" sprechen, ehe Mutter und Sohn sich trennen konnten.

Alle die Zeit über waren indessen jenseits der Straße die Adamischen gestanden und hatten nicht nur dem Abschied der Hotzes, sondern dem auf der Straße immer noch andauernden Hin und Her von Kommenden und Ziehenden zugegafft.

Die Adamischen waren ein noch junges und schmuckes Paar, er schwarz und sie blond, schlanke Menschen mit hübschen, leichtfertigen Gesichtern, in der Kleidung nachlässig, im Wesen fahrig wie Feckervolk. Neben ihrer Mutter

stand ihr vierzehnjähriges Mädchen, die Olivie. Das hatte zarte, von braunen, nach vorn über die Schulter hängenden Zöpfen umrahmte Züge und große Augen, von Farbe genau wie das Haar. Schon stand auch in ihrem Gesicht etwas von dem Leichtsinn der Alten, aber es war noch von dem Ausdruck eines Restes kindlicher Unschuld gemildert, und wenn sie lachte, erschien neben ihrem Mund ein kleines, rundes, freundlich warmes Grübchen.

„Ade, Mutter!" grüßten drüben die beiden Hotzes noch einmal, und im Wegschreiten sich umwendend, nickten sie unwillkürlich auch der Familie Adam zum Abschied zu. Der Ernst des Augenblickes hatte etwas Versöhnendes und die bisherige Gleichgültigkeit Überbrückendes.

Vielleicht, um hinter der Freundlichkeit ihrer Mannsleute nicht zurückzustehen, vielleicht, weil die verhaltene Not ihres Herzens sie irgendwo nach Teilnahme suchen hieß, tat die Katharina Hotze, was sie bisher nie getan, sie sprach die Nachbarn, mit denen sie kaum noch Grüße getauscht, an.

„Jetzt müssen sie halt fort, meine," sagte sie. „Es ist eine böse Zeit. Wer weiß, ob man sich wiedersieht."

Die Adamischen grinsten, antworteten aber nicht.

Frau Katharina wußte nicht, was sie aus den verzogenen Gesichtern machen sollte.

„Ihr müßt wohl auch noch mit?" fragte sie den Joseph Adam.

Dieser wendete sich nach seinem Weibe um. Beide sahen einander an und lachten.

„Vorläufig nicht," gab er dann doch der Nachbarin Bescheid.

„Und dann jedenfalls nicht dahin, wo die Eueren hin sind!" rief das junge Weib in halb herausforderndem, halb überlegenem Ton herüber.

„Wieso?" fragte Katharina Hotze streitbar. Das Gebaren der anderen roch ihr auf.

„Das Gebiet hier bleibt hoffentlich in dem Krieg nicht mehr bei denen da drüben," erklärte die Adamin weiter. Es war etwas Flackerndes in ihrem Blick, ihr wirres Haar schien im Zorn aufzufliegen, und ihre Stimme kreischte vor Erregung.

Katharina Hotze wußte, woran sie war; es gab eine Partei im Lande, die zum Feinde hielt. Die Adamischen gehörten offenbar dazu. Gut! Mochten sie! Für derlei Volk hatte sie nichts übrig. Sie drehte sich ab. In der Plötzlichkeit ihrer Bewegung lag eine starke Mißbilligung.

Ein lautes Gelächter scholl in ihrem Rücken, als sie, auf ihren Stock gestützt, davonhumpeln

wollte. Jetzt tönten Schimpfworte: „Alte Hexe! Lahme Närrin! Geh deinen zwei Windschützen nach!"

Die Adamischen Eheleute waren auf einmal wie kläffende Hunde, die nur auf einen Steinwurf gewartet haben, um bellen zu können.

Halb verwundert, halb zornig drehte die Lahme sich noch einmal nach den Schmähenden um. Sie sah gerade noch, wie die schlanke, hübsche Olivie ihr die Zunge lang herausstreckte. Dann humpelte sie, den Stock zornig aufstoßend, ins Haus.

Zweites Kapitel

Wochen vergingen. Die Nachbarn mieden einander. Die Katharina Hotze kaufte von Marktboten, die an die zwei Häuser kamen, tüchtig ein und verproviantierte sich. So hatte sie es mit den Männern ausgemacht. Einige Male schien ihr, als hörte sie vor den offenen Fenstern anzügliche Rufe, die von der Adamin und ihrer Tochter herrühren mochten und ihr galten, aber sie ließ sich nicht herauslocken. Dann tat der Krieg sich kund. Plötzlich fast und noch ehe die Einsamen am Krebsbach ihn so nahe dachten.

Weiße, wollige Wolken standen am Himmel, die zu wandern vergaßen. Wie eine riesige, in

ihrem Lauf stockende Herde standen sie da. Es wurden ihrer immer mehr, und sie drängten sich immer näher zusammen, so daß das Blau mehr und mehr unterging. Und auf einmal dröhnte Donner. Aber er kam nicht aus den Wolken. Die Fensterscheiben begannen zu klirren. Unabläßig rollte das dumpfe Donnern schwerer Geschütze. Dazwischen knatterte der kläffende Lärm von Gewehren und Maschinengewehren.

Man sah die Kämpfer nicht, aber das Gefecht konnte nicht allzu weit entfernt sein.

In der Nacht stand am Horizont die blutige Röte von Bränden.

Fliehende kamen vorüber.

Weder die Adamischen noch die Mutter Hotze legten sich zu Bett. Sie traten von Zeit zu Zeit unter ihre Türen an die Straße. Die Fliehenden berichteten, daß die einheimischen Truppen geschlagen seien und sich zurückzögen, der Feind dränge heftig nach.

Katharina Hotze und die Nachbarn hörten es gleichzeitig. Die alte Frau humpelte kopfschüttelnd ins Haus zurück. Hinter ihr her fuhren höhnische Rufe: „Mach dich fort, Hotzin, sonst zeigen dir die rechten Leute den Weg!“ Ein Vivatgeschrei auf das feindliche Land, von den Adamischen gemeinsam in die Nacht hinausgegellt, folgte.

Zornig schlug Katharina die Tür hinter sich zu und sperrte den verräterischen Lärm hinaus. Aber sie hatte sich drinnen in der sauberen, kleinen Wohnstube noch kaum in ihren Lehn- und Leidenstuhl niedergelassen, da gab es einen brechenden Ton und ein Fenster flog in Scherben, ein Stein klatschte mitten in der Stube zu Boden.

„Gesindel!" murmelte die alte Frau zwischen den Zähnen. Sie wußte, woher der Stein kam.

Mühsam sich wieder auf die Beine stellend, hob sie an, alle Läden an ihrer Hütte zu schließen und verriegelte die Tür.

Dann saß sie stundenlang in ihrem Stuhl. Eine an der Decke hängende Petrollampe leuchtete ihr, und sie sah dem unruhigen Rinnen der Schattenringe zu, die die Lampe an den weißen Gips hinauf warf. Der Pendel der kleinen Schwarzwälderuhr an der einen Wand schwang eifrig wie ein springendes Teufelchen hin und her. Das Ticken der Uhr klang, als redete der alte Zeitkamerad da an der Wand mit der einsamen Frau. Sonst war kein Leben und kein Laut im Zimmer, nur die vielen gehäkelten Deckchen auf Kommode, Tisch, Nähtisch und Stuhlkissen erzählten der Katharina von den langen Stunden und Tagen, die sie lahm in ihrem Stuhl gesessen und während

welcher sie sich die Zeit mit der Häkelnadel verkürzt hatte.

Die Kanonen schwiegen.

Manchmal klangen Schritte auf der Straße, auch Stimmen wurden zuweilen vernehmbar, aber die alte Frau achtete nicht weiter auf sie. Sie dachte an Mann und Sohn. Ob sie schon mit hinausgezogen, schon im Feuer gestanden waren? Jetzt erst, da der Schlachtlärm ihr die Tatsache des Krieges in voller Deutlichkeit gezeigt hatte, wurde ihr völlig klar, in welcher Gefahr die zwei standen, die ihre einzigen waren. Sie weinte nicht. Sie zitterte nicht. Ihr rotes Gesicht behielt seine harte Ruhe, nur zuweilen seufzte sie, und die Art, wie der Atem sich ihr mühsam aus der Brust löste, zeigte, wie schwer es auf ihr lastete.

Der Tag kam.

Sie sah ihn grau durch die geschlossenen Läden lugen.

Es war in den letzten Stunden still geworden, aber das Anbrechen des Morgens, gerade weil es in der Einförmigkeit und dem Schweigen der Stube etwas Neues bedeutete, war, als zündete eine Menschenhand zu der verlassenen Frau hinein, die Hand irgendeines, der nicht mit guten Absichten kam.

Die Katharina stand auf. Sie fröstelte. Mit auf dem Boden klappernden Stock humpelte sie

nach der Küche und machte sich ein Frühstück zurecht.

Es mochte eine Stunde später sein, als sie, nicht furchtsam, aber vorsichtig, die Tür öffnete und ins Freie spähte.

Es war sonderbar still ringsumher. Der Tag war hochgekommen und hatte ein schon herbstliches Licht. Die Sonne vermochte nicht recht durchzudringen, aber es lag ein geheimnisvoller Goldschein über dem weiten, ebenen Lande. Wie Rauch stieg es aus den Äckern und Wiesen. In der Ferne über einem Teiche standen blaue Nebelwölkchen. Katharina tat einen Blick nach dem Hause der Adamischen hinüber. Am offenen Fenster sah sie den Mann, der mit dem Reinigen eines Gewehres beschäftigt war. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß sie selbst schutzlos einer nicht eben vertrauenswürdigen Nachbarschaft preisgegeben war, aber sie stieß gleich darauf den Stock fester auf den Boden. Sie kannte keine Schwäche. In der Stube holte sie sich aus einem Schrank einen Revolver heraus und legte ihn sich zur Hand. Und als ihr einfiel, daß die Kämpfe sich auch in diese Gegend hinüberziehen könnten, stieg sie in den Keller hinunter, um zu sehen, wo sie sich am besten vor Geschoßwirkungen berge.

Wieder war der Tag ein paar Stunden älter, als Pferdegetrappel die Hotzin unter die Tür lockte. Es kam rasch näher, und sie hatte noch kaum Zeit gefunden, sich draußen umzusehen, als ein Reiter auf sie zugesprengt kam, während zwei andere vor dem Nachbarhause die Pferde zügelten, absprangen und ins Innere sich begaben. Es waren Soldaten derselben Waffe, zu der vor Wochen Vater Hotze und sein Sohn gestoßen waren.

Der Jäger hielt vor Katharina. Der Karabiner ruhte ihm schußbereit im Arm. In knappen Sätzen, während seine Blicke scharf in die Runde gingen, verlangte er Auskunft über sie selbst und ob sich Feinde in der Nähe gezeigt. Sein Gesicht wurde freundlich, als sie ihm erklärte, daß die Ihrigen bei seiner eigenen Waffe ständen. Sie lud ihn ein, einzutreten, und holte ihm eine Wegzehrung, als er ihr sagte, daß sie als Späher sogleich wieder weiter vor müßten. Vom Pferde herab empfing er Trank und Speise von ihr. Dann kamen auch seine beiden Kameraden, die Pferde am Zügel, herüber. Die Soldaten wechselten ein paar Worte. Der eine, ein Unteroffizier, richtete die Augen aufmerksam auf Katharina. Sein offenes, frisches Gesicht bekam einen Ausdruck halb der Bestürzung, halb des Zorns.

„Ich kenne Euch doch, Frau," sagte er, auch seinerseits die Erfrischung entgegennehmend, die sie ihm hinbot.

Frau Katharina sah auf und erkannte in dem Blondbart einen Menschen, der als Bauamtsschreiber in der nächsten, kleinen Stadt gewirkt, und mit dem ihr Mann zuweilen zu tun gehabt hatte.

Er hielt das Glas in den Händen und trank doch nicht. „Ihr seid früh zu Leid gekommen, Frau," sagte er.

„Wieso?" fragte Katharina. Es lief ihr kalt den Rücken hinab, und die Augen standen ihr groß in dem roten Gesicht.

„So — Ihr wißt das noch nicht," stotterte der Unteroffizier. Er errötete über die eigene Ungeschicklichkeit und nagte mit den starken Zähnen am blonden Schnurrbart. Dann schien ihm Offenheit der beste Ausweg. „Hier ist Verrat auf allen Seiten," fuhr er fort. „Vor acht Tagen, auf einem Erkundigungsritt — Euer Mann und Euer Sohn — beide von hinten erschossen. Sie waren die ersten Toten unseres Regiments."

Die Katharina schwankte. Die Gestalten der drei Reiter verschwammen vor ihren Augen ins Unklare. Die Welt drehte sich mit ihr. Aber sie stieß den Stock fester zu Boden. Sie hatte nie ein leichtes Leben gehabt. Hartgehämmert

von harter Zeit, raffte sie sich zusammen. Da — eben als ihr Blick wieder klar wurde, sah sie den Josef Adam wieder drüben am Fenster stehen. Noch immer hielt er das Gewehr. Doch nein, jetzt hob er es hoch.

„Achtung!" schrie die Hotzin auf. Sie warf die Arme hoch.

Doch schon krachte ein Schuß.

Und noch einer.

Der eine Soldat fiel vom Pferde wie ein plumper Sack. Der zweite griff nach der Brust und hielt sich an seinem scheuenden Tiere fest. Nur der Unteroffizier war wie der Blitz auf seinem Roß.

Tumult und Lärm und Wirrwarr. Zwei reiterlose Pferde jagten feldein. Zwei Gefallene lagen am Boden.

Wieder fielen Schüsse.

Drüben stürzte der Adam aus dem Hause. Sein Weib ihm nach. Wie toll schoß er hinter dem davonsprengenden Unteroffizier her.

Aber plötzlich stutzte er. Neue Reiter wurden sichtbar. Er fluchte, wechselte heftige Worte mit seiner schönen, wilden Frau. Totenbleich, mit angstverzerrtem Gesicht lehnte an der Hausmauer drüben das Mädchen, die Olivie.

Die Katharina Hotze dachte weder an sich selbst noch an das Schicksal, das auf sie nieder-

geschmettert war und ihr Mann und Sohn entrissen. Sie humpelte an die zwei Getroffenen heran. Der eine zuckte nicht mehr. Sie sah, daß für ihn keine Hilfe war, aber in dem anderen schien noch Leben zu sein, und sie knüpfte ihm die Uniform auf und suchte nach dem Verbandpäckchen, das jeder Soldat bei sich trug. Das Blut rann dem Verwundeten aus der zerschossenen Schulter.

Schon aber sauste es heran. Eine ganze Schar von Jägern mit geschwungenen Säbeln.

Drüben entwichen der Josef Adam und sein Weib in die Felder.

Die Hotzin richtete sich auf.

Abermals krachten Schüsse.

Das schlanke, kleine Mädchen, die Olivie, hielt sich die Ohren zu, stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand im Hause.

Reiter hielten bei den Gefallenen und der Katharina. Andere waren hinter den zwei Fliehenden her. Bald lag das Weib, von einer Kugel getroffen, in einer Ackerfurche. Der Mann sauste über das Feld hin. Jetzt wendete er sich. Er sah, daß er nicht entkam. Er hob das Gewehr. Sein Gesicht war von Zorn entstellt. Er stand barhaupt und mit wirrem Haar. Noch ehe er zum Schießen fertig war, erreichte ihn einer der Reiter, und ein Klingenhieb lähmte ihm den Arm.

Sie umringten ihn. Sie brachten ihn herüber.

Eine kurze Beratung.

Die Hotzin wurde geholt und berichtete, was geschehen war. Der blonde Unteroffizier sprach. Ein junger Leutnant, der die Reiterschar befehligte, saß einen Augenblick mit finsterem Gesicht auf seinem Pferd. Ein Blick nach Westen. Er wußte nicht, wie nahe der Feind war. Eile war Gebot.

Ein knapper Befehl.

Schon steht der Joseph Adam mit gefesselten Händen und verbundenen Augen drüben an der kahlen Mauer seines häßlichen, blindfenstrigen Hauses.

Schüsse fallen.

Der Joseph Adam fällt vornüber.

Gerichtet und gesühnt!

Es ist Kriegszeit.

Die Wolken am Himmel schieben sich dichter zusammen.

Und Eile ist Gebot.

Gräber werden geschaufelt. Im Felde neben dem Hause legen sie in eines den toten Jäger und pflanzen ein kunstloses Kreuz darauf. Mit Kreide schreiben sie einen Namen ins Holz. Und sie legen ins andere zwei Körper, den Joseph Adam und sein Weib.

Ein Sanitätswagen ist inzwischen herangerollt. Auf den laden sie den Verwundeten, der erwacht ist und stöhnt.

Die Katharina Hotze fährt sich mit der Hand über die rote Stirn, in die eine Strähne weißgelben Haares sich drängt. Wo ist sie denn? Was bringt denn der Tag noch? Die Gedanken zerflattern ihr wie Vögel, die aufgescheucht auseinanderstieben. Aber sie macht sich an den blonden Unteroffizier heran, der unter den anderen schon abmarschbereit drüben zu Pferd sitzt.

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wo sie liegen, der Andreas, und mein Sohn, der Kaspar?“ stottert sie.

Der Blondschnauz neigt sich vom Pferde. Das Mitleid scheint in seinen Augen. „Das ist schwer zu erklären, Frau,“ antwortet er, „und was nützt es Euch? Ihr könnt doch nicht hinüber. Das ist Kampfgebiet jetzt. Der Boden schluckt Blut, wo sie liegen.“

Abermals ein Befehl.

Der junge Leutnant wendet sich zu Katharina Hotze: „Wenn Ihr mit wollt, kommt! Ihr seid hier nicht sicher.“

Sie sieht ihr Häuslein an und schüttelt den Kopf. „Nein, nein, was liegt jetzt an mir? Hier will ich schon bleiben.“

Die Reiter setzen sich in Trab, zwei wieder eingefangene Pferde bei sich. Sie sprengen davon.

Drittes Kapitel

Und nun ist alles wieder ruhig.

Gibt es ein solches Schweigen, eine solche atemanhaltende Ruhe in der Welt?

Die Wolken am Himmel mit den dünnen Blauadern regen sich nicht. Es überfließt sie etwas wie Sonne, aber es kann auch irgendein anderer Widerschein sein. Vielleicht hat der Krieg wieder ein Dorf angezündet. Kein Wind weht. Kein Wesen wandert auf der langen Straße, wo eben noch Kampf und Wut und Tod gewesen sind. Die zwei Häuser stehen und starren in die Felder hinaus, mit dunkeln, erstorbenen Fenstern das kahle, große, mit ängstlichen, verstaunten das kleine, saubere Hotzehüttchen. Nichts regt sich in ihnen und um sie. Nicht einmal ein Wildrebenblatt dreht sich an der Hauswand der Katharina.

Sie selbst aber sitzt im Lehnstuhl in der Stube mit den vielen Häkeldeckchen.

Hat sie einer hineingeworfen? Wie zerbrochen sitzt sie da, die Arme auf den Knien, den Rücken kreisrund gebogen, den Kopf mit dem roten Gesicht und schlohweißen Haar auf die Brust hinunter gesenkt, als ob er ihr abfallen müßte.

Und alles ist ruhig.

Das Grausen und die aufgepeitschte Erregung sind abgeflaut. Die Katharina Hotze sieht nicht mehr den fliehenden Joseph Adam, hört nicht mehr das Knattern der Gewehre. Wirrwarr und Schicksal schweigen. Das eigene Empfinden aber kann reden, Erkenntnis kann aufdämmern.

So allein bist du jetzt, sagt sich die Katharina Hotze. Spürst du, wie auf der Welt niemand einsamer sein kann als du? Und immer wirst du es bleiben; denn — sie kommen nie wieder, der — Andreas, dein Mann, und dein Sohn, der Kaspar. Nie mehr! Hörst du recht?

Die alte Frau stöhnt. Es tropft etwas auf ihre, jetzt im Schoße liegenden Hände, tropft und versiegt wieder.

Nach einer Weile überläuft es das Gesicht der Dasitzenden, die ganze Gestalt heiß, wie wenn einer siedendes Wasser über sie hingösse. Von hinten erschossen! Die beiden! Nicht in ehrlichem Kampf gefallen! Nein, von hinten gemeuchelt. Beide! Beide mit einemmal! Von Gesindel wie die da drüben, der Adam und sein Weib!

Die Hotzin ächzt. Dann stemmt sie die Hände auf die Stuhllehnen, dann gibt sie sich einen Ruck. Sie lacht fast. Ha, wie der hingeschlagen ist im Feld, der Adam, wie ein über den Haufen

geschossener Has! Ha, wie sie es ihm gönnt! Ihm und der Metze, seinem Weibe.

So wild und wuchtig und übermächtig wallt Haß und Zorn in Katharina Hotze auf, daß sie nicht sitzen bleiben kann. Sie reißt sich aus dem Stuhl auf, ergreift den Stock, schwingt ihn, als müßte sie jetzt noch nach dem Adamhause hinüber drohen. Fenster haben sie ihr eingeworfen. Geschmäht haben sie sie, die da drüben! Feige Mörder sind sie gewesen, wie jene andern, die den Mann und den Sohn — ha, wie sie ihnen den Untergang gönnt, den Tod, das Ende! Über den Haufen geschossen wie tolle Hunde! Ha, wie sie es ihnen gönnt!

Noch steht sie so von überschäumender, schmerzgestachelter Empörung geschüttelt da. Da geht die Tür in ihrem Rücken geräuschlos und zaghaft ein wenig auf, gerade nur so viel, daß ein Kopf sich durch die Spalte schieben kann.

„Frau," flüstert eine zitternde Stimme, „Frau."

Katharina Hotze dreht sich um.

In der Tür steht die Olivie, das Mädchen von drüben, totenbleich, in den großen Augen den Schrecken. Lieblich umrahmen die braunen Zöpfe das schmale Gesichtlein.

Die Katharina starrt.

„Wißt Ihr nicht, wo der Vater ist und — und die Mutter?" fragt die Olivie.

Da schwingt die Katharina den Stock. Die Erinnerung packt sie jäh. Die Zunge hat sie ihr herausgestreckt, die Göre dort. Auch sie gehört zu dem Gelichter. Wäre sie mit zugrunde gegangen! Zum Tod mit all dem Gesindel, das ihr den Mann — und den Kaspar —

„Hinaus mit dir!" schreit sie.

Ein Ton wie von brechendem Glas. Die Olivie hat einen kleinen Schrei ausgestoßen, aus Angst und Entsetzen gemischt. Und schon ist sie von der Tür verschwunden.

Die Katharina Hotze ist wieder allein. Ganz allein! Noch immer in den Fängen ihres schmerzschreienden Zorns, humpelt sie am Stock zur offen gebliebenen Tür und stößt sie heftig zu. Kommt zurück. Wirft noch ein paar zornige, dornige Gedanken der Olivie nach und läßt sich wieder im Lehnstuhl nieder.

Und wieder wird es still — totenstill, bis auf den kleinen Uhrteufel dort an der Wand, der rastlos hin und her springt.

Augenblicke vergehen. Minuten schleichen hin. Stunden reihen sich.

Die Katharina Hotze sitzt und starrt in den Boden. Alles aus! Beide tot! Der Mann und der Sohn! Was Zorn gewesen, wandelt sich wieder und wird Schmerz. Manchmal weint die Hotzin, herzbrechend, als seien alle Schleusen

ihres Kummers aufgerissen. Und dann wird der Schmerz wieder Zorn. Und die Tränen versiegen. So ist ein Auf und Ab von Gefühlen, bis der Tag alt ist.

Zuweilen erhebt sich die Frau und tut ein Alltagsgeschäft ab.

Zuweilen, selten zwar, wendet sie sich mit heftigem Ruck nach der Tür. Es ist ihr, als sei sie aufgegangen, als hörte sie wieder den sonderbaren, brechenden Seufzer. Jedesmal schmilzt der Groll, und es bleibt dafür eine kleine Unruhe in ihr, so, als sei ihr an ihr selber etwas nicht recht.

Nun dämmert der Abend.

Nun kommt die Dunkelheit.

Frau Katharina muß Licht machen.

Wie groß nun erst die Ruhe ist! Sie redet von Tod, redet von Gräbern. Wo mögen sie liegen, der Andreas und der Kaspar? Wann wird sie zu dem Grabe gehen? Ha, und draußen der Adam und sein Weib! Sie sieht die Stelle deutlich vor sich, wo sie sie eingeschaufelt haben. Ja, ja, Leben und Tod sind nahe beisammen! Und da liegen sie jetzt — liegen sie jetzt. Wo — aber, wo mag das Kind, die Olivie, hingekommen sein? Es ist doch nicht recht, daß das Geschöpf so — so ganz verlassen und verstoßen herumstreift und nach den Alten sucht. Wer weiß, was ihr geschieht in der wilden Zeit, in der verruchten Zeit?

Der Katharina Hotze zittert eine Unsicherheit in dem von zorniger Qual verhärteten Herzen. Sie öffnet die Haustür eine Spalte weit. Sie lauscht. Still! Still! Wie der Tod still! Sie öffnet die Tür vollends, tritt auf die Schwelle und hinaus. Die Nacht hat einen kühlen Atem. Er umweht ihr Stirn und Wangen. Als ob ihr einer ruhige Worte sagte: Was sollen Zorn und Haß, Nacht ist doch das Ende von allem, von euch allen, kühle, lange, schweigende Nacht.

Schwarz liegt das Land hingebreitet. Nichts rührt sich auf der dunkeln Ebene. Fern am Horizont, wo die finstere Erde und der hellere Nachthimmel zusammenkommen, ist ein Zickzack von Linien. Eine Pappel zeichnet sich gegen den Himmel da und dort. Und Schweigen! Schweigen rings. Tausende von Sternen scheinen in beweglichem, warmem und doch nicht unruhigem Licht. Zu Bildern sind sie zusammengestellt. Kleine, gelbe, leuchtende Steine, gestickt in ein samtenes Tuch, wohl auch ein größerer, blauweißer dazwischen.

Aber wo mag — wo mag die Olivie sein?

Die Hotzin faßt ihren Stock fester. Sie humpelt in ihre Küche. Sie holt eine Laterne und leuchtet in die Straße hinaus. Drüben ist der Erdboden gerötet. Da fiel der arme Soldat!

Aber — wo mag die Olivie sein? In die Nacht hinausgelaufen? Oder noch drüben im Hause?

Die Hotzin hat nicht Ruhe. Sorgfältig dahin und dorthin zündend, überschreitet sie die Straße. Sie erreicht das kahle Nachbarhaus. Mit offener Tür gähnt es sie an. Sie leuchtet auf die Schwelle, durch die Tür hinein, in den schmutzigen Flur. Sie selbst humpelt dem Lichtschein nach. Wie die Haustür da offen stand, so steht da hinten eine Stubentür aufgerissen. Ein armseliger Lichtschein quillt heraus.

Katharina Hotze stapft fürbaß, ihr Stock klopft den Holzboden. Jetzt steht sie vor der kahlen, schmutzigen Kammer, in deren Mitte ein Tisch und an deren Wänden zwei Bettschragen aufgestellt sind. Auf dem tannenen Tisch steht eine grüne Flasche, mit einem gelbweißen Kerzenstumpf darin. Die Kerze brennt so müde, daß ihr Schein von außen im Fenster nicht zu sehen gewesen ist.

Und da sitzt die Olivie. Sie ist halb entkleidet, hat wohl zu Bett gehen wollen und sich wieder anders besonnen. Aus dem dunklen Leibchen, das ihren Rock hält, sehen die kurzen, rauhweißen Hemdärmel und schlanke, weiße, feine Arme. Auch die Füße sind nackt und weiß und zierlich wie die Arme. Das Gesicht

ist schmal, schreckensblaß, die Augen stehen groß wie Räder darin, und über die Schultern vor hängen die reichen, weichen Zöpfe. Die Hände aber ruhen verschlungen im Schoß, und die Finger zucken und haben ein seltsames Spiel, das redet und verrät, daß die Olivie vor Angst fast vergeht.

„Sie — sie sind noch immer nicht da," sagt das Mädchen jetzt. Der Mund zuckt. Die Augen glitzern auf, weil sie sich mit Wasser füllen.

Katharine Hotze wird inne, daß das Mädchen immer noch auf die Eltern wartet. Hat sie nicht gewußt, was mit ihnen geschehen?

Es fällt etwas von der Hotzin ab, wie die häßliche Schale sich vom schönen Kern streift. Vielleicht der Haß. Vielleicht die Erinnerung an die von den Adamischen erlittene Unbill. Sie muß denken, daß die Olivie allein ist und eine Hoffnung hofft, die sich nicht erfüllen kann. Das Herz schmilzt ihr. Das arme Ding dort ist ihr in diesem Augenblick fast lieb. Sie steht da, den Stock in der einen, die Laterne in der andern Hand.

„Denk," sagt sie ganz schwer und doch, weil es ihr seltsam als wie ein Trost einfällt, „denk, mein Mann und mein Sohn sind tot."

„Mein Gott!" sagt die Olivie. Sie schauert in sich zusammen.

„Du frierst," fährt die Hotzin fort. „Komm, hier kannst du so allein nicht bleiben. Nimm dir etwas um. Komm zu mir herüber für die Nacht. Wir wollen sehen, was dann wird."

Die Kleine zögert. Wenn der Vater und die Mutter wieder kommen, werden sie schelten, sie schlagen, wenn sie sie bei der Hotzin finden. Aber die Angst und das Grauen siegen. Sie zieht ein Oberkleid an, nimmt ein Tuch um.

„So — so — komm," redet die Hotzin ihr zu, „bei mir drüben ist es behaglicher."

Sie gehen. Das alte Weib und das junge Kind.

Die Laterne leuchtet ihnen über die Straße. Auch die Sterne leuchten, die vielen, vielen Sterne. —

Hei, wie die Hotzesstube hell und warm ist, verglichen mit der Sudelkammer drüben!

Die beiden treten ein.

„Setze dich," sagt die Katharina zu dem Kinde.

Gehorsam läßt sich die Olivie auf einen Stuhl nieder.

„Du mußt etwas essen," meint die Hotzin.

Und sie holt Essen aus der Küche.

Die Olivie greift zu. Sie zittert vor Hunger und Gier.

Es wird wieder still. Nur die rastlose Uhr tackt. Und die Gedanken haben Zeit, ihren Dienst zu tun.

Die Frau und das Kind sitzen da und sind fast scheu voreinander.

„Ja, ja," seufzt die Hotzin, und nach einer Weile wieder: „Ja, ja."

Dann erinnert sie sich daran, daß die Olivie auf jemand wartet. Es fällt ihr ein, daß sie dem Mädchen sagen sollte, was geschehen ist. Sie entschließt sich zu sprechen: „Vielleicht — kommen sie nicht mehr, dein Vater und deine Mutter."

Die Olivie springt auf, schlägt die Hände vor die Augen und weint. Lange weint und schluchzt sie. Vielleicht haben die Schüsse sie Schlimmes ahnen lassen, während sie selber im Keller versteckt war. Vielleicht begreift sie schon alles.

Da tritt die Hotzin auf sie zu. Sie zieht sie an sich. Sie läßt sich selber auf den Stuhl nieder, auf dem die Olivie gesessen. Sie legt die harten Arme fester um das schluchzende Mädchen, ihr eigenes rotes, häßliches Gesicht streift die glatte weiße Wange der andern.

„Still, still," redet und tröstet sie, halb zu sich selbst sprechend. „Das ist die wilde Zeit. Wir werden schon sehen, was werden soll. Vielleicht hast du Verwandte, dann bringe ich dich hin. Vielleicht willst du auch bei mir bleiben — man kann es nicht wissen — jetzt

für einmal — solange ich bei dir bin, geschieht dir doch nichts."

Die tröstlichen Worte fallen abgehackt von den unzarten Lippen. Es tönt ein wenig wie das eintönige Ticken der Uhr.

Die Olivie trocknet die Tränen und trocknet wieder neue, die kommen. Die Zeit geht. Und die Stille nur dauert.

Plötzlich kommt dem Mädchen ein neuer Gedanke. Wie haben sie die Frau da geschmäht! Sie sieht die Hotzin an. „Verzeiht mir," bittet sie scheu, „daß ich so häßlich gegen Euch gewesen bin."

Es ist jetzt eine leise Vornehmheit in ihrem Wesen, die nicht duldet, daß sie Wohltat empfängt, wo sie schuldig ist.

Die Alte schweigt, sie fährt nur mit der zerarbeiteten Hand über die weichere des Kindes. Das sagt so viel als: Laß gut sein.

Und abermals schweigen beide.

Und abermals ist es die Olivie, die fragt: „Glaubt Ihr wirklich, daß sie nicht mehr kommen?"

„Nein," sagt die Hotzin.

Das Kind wirft die Arme auf den Tisch. Angst und Leid überwältigen es.

Katharina Hotze tätschelt ihr den Rücken. Sie rückt ihr den Stuhl, daß sie sitzen und sich satt weinen kann. Sie humpelt hin, humpelt her.

Jetzt spricht sie weiter. „Einmal muß wieder Friede werden. Dann müssen die wieder miteinander leben, die übrigbleiben. Was hilft der Haß? Hilft die Feindschaft? Sind wir nicht alle — alle Menschen?"

Das sagt sie kaum zu der Olivie Adam. Das redet sie sich selber zu. Sie legt sich wohl eine Zukunft zurecht, denkt vielleicht die Olivie hinein.

Es tackt die Uhr. Es gehen die Nachtstunden.

Einmal sieht dann das Mädchen auf.

Da steht die Hotzin vor ihr und hält ein Bild in den Händen, das sie drüben von der Kommode genommen. „Schau," erzählt sie, „das ist der Kaspar, als er ein Junge gewesen ist, alt wie du jetzt."

Sie streichelt das Bild, das einen Knaben zeigt. Sie legt dieselbe Hand wieder auf die der Olivie. Und dann fühlt sie, daß sie noch allerlei sagen sollte, und ist zu ungeschickt dazu und wiederholt nur: „Einmal — weißt du — muß wieder Friede werden."



Was bleibt

Als diese Erde einem Garten glich,
Wo alle Bäume schlank zum Himmel stiegen,
Der Lenzwind sanft um tausend Rosen strich,
Die Vögel träumten und die Quellen schwiegen,
Wo Kinder spielten auf der Wege Kies
Und Liebende in stillen Lauben kosten,
Als diese Erde schien ein Paradies, —
Da wurde Krieg und die Geschütze tosten.

Da brandete des Hasses dunkles Meer,
Da schlugen aus der Statt der Wohlfahrt Flammen,
Und immer dichter zog und unheilschwer
Sich ob der Welt die Nacht der Not zusammen.
Leben ist nichts mehr nun, — denn Tod ist Fürst!
Es gilt nicht Gut, — denn morgen wird's zum Raube.
Was zählt dein Heim, — draus du vertrieben wirst!
Wer schätzt noch Pracht, — die morgen fällt zu Staube!

So blieb von unserer Tage Eitelkeit
Kein bleicher Schein, daß wir daran uns letzten.
Klugheit versagt, es fällt Erhabenheit,
Zusammenstürzt, auf was wir Hoffnung setzten.

Ganz klein sind wir geworden, ganz gering.
Die Häupter ducken sich, die hochgetragnen.
Und wo die Hoffart protzend sich erging,
Schleicht Kleinmut jetzt der vom Geschick Geschlagnen.

Nur eins noch taugt: des Mitleids holdes Licht,
Der Menschenliebe wundersames Weben,
Da Bruder lernt, wie man zum Bruder spricht,
Und Milde im Verborgnen weiß zu geben.
Uns Armgewordnen einer wilden Zeit
Bleibt auszuschaun, wo wir noch Ärmre fänden.
Wohl denn, schließt auf die Herzen groß und weit
Und gebt — und gebt — mit nimmermüden Händen!



Die Rosen des neuen Jahres

Nun hebt im holden Maienwinde
Die Erde neu zu blühen an.
Blau ist und frei der Nebelbinde
Des Himmels Blick ihr aufgetan.

Doch unter Frühlingsstrahlengarben
Sprießt es nicht hell, wie sonst, und bunt;
Nur Rosen wachsen flammenfarben
Und purpurdunkel aus dem Grund.

Nur roter Rosen tiefes Glühen
Aus kriegzerstampftem Feld sich ringt,
Nur brennend roter Rosen Sprühen
Um kohlendes Gesimse springt.

Wer will sie zählen, will sie schauen,
Die wilde, schmerzumdornte Pracht,
Die, hingestreut auf hundert Auen,
Völker und Fürsten weinen macht!

O daß wie Schein von flüssigen Erzen
Der Himmel spiegelte das Rot!
O daß er schriee von den Schmerzen
Und lohte von der Erde Not.

Vielleicht, daß doch in jedes enge,
In jedes Herz, das haßvoll schlug,
Und weltweit die Erkenntnis dränge:
Es ist genug! Es ist genug!



Weihnachtshoffnung

Weihnachtssterne, Weihnachtskerzen,
Warum glänzt ihr so?
Dringt durch Nacht voll Kampf und Schmerzen
Hoffnung irgendwo?

Hohe, weiße Heimatfirne,
Die ihr schaut und schweigt,
Trifft ein Lichtschein eure Stirne,
Der aus Fernen steigt?

Ahnt ihr einen Heiland schreitend
Weit und irgendher?
Friedevolle Hände breitend
Über Land und Meer?

Wird, wo Totenfelder nachten,
Glut zusammenbricht,
Hinter Rauch und Qualm der Schlachten
Eine Aue licht?

Weihnachtssterne, Weihnachtslichter,
Die ihr flammt und flirrt,
Fleht zu eurem Herrn und Richter,
Daß ihr nimmer irrt!

Firne wacht, ob Wahrheit werde,
Was ihr ahnend träumt;
Denn vergehen muß die Erde,
Wenn der Friede säumt!



Bücher von Ernst Zahn

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 6. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Mit besonderer Vorliebe zeigt Zahn den Älpler im Alltagskampfe und das langsame, allmähliche, fast unmerkbare Vordringen der Kultur in die Hochgebirgsorte; zeigt — oft in meisterhafter Feinheit — den trotzigen Widerstand des Älplers gegen die Natur, die Feindin seines körperlichen, und die Kultur, die Feindin seines psychischen Lebens. Ein immerwährendes Ringen um Sein und Eigenart. Und bei seinen landschaftlichen Schilderungen wirkt er wieder am stärksten durch seine Einfachheit. Ohne pathetische oder symbolische Wendungen schildert er mit wunderbarer Feinheit und ergreifender Plastik die Alpenwelt. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fels, den er schildert, spricht für sich. Soviel Leben, Wärme und Liebe steckt in Zahns einfachen Worten." (Die Zeit, Wien.)

Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 5. Auflage.
Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

„Gestalten voll Mark und Kraft, Menschen mit starken Leidenschaften und eiserner Willensstärke sind es, die Ernst Zahn in den drei Erzählungen seines Buches „Bergvolk" vorführt. Und mit einer nicht gewöhnlichen Energie und Wucht hat der Verfasser diese harten und festen Kraftmenschen, die im Guten wie im Bösen, ob es sich um Durchsetzung ihrer Persönlichkeit, ob es sich um Hingabe an das allgemeine Wohl handelt, unbeirrbar gerade ausgehen, wie aus Granit herausgemeißelt."
(Schlesische Zeitung, Breslau.)

„Das die drei Novellen „St. Gotthard", „Der Büßer" und „Der Guet" enthaltende Buch führt den Leser mitten hinein in die Schweizer Alpen, seinen Stoff dem Leben der Bergbewohner entlehnend. Sie weisen eine so offenkundige Wechselbeziehung zwischen den einzelnen Charakteren und der sie umgebenden Hochgebirgsnatur auf, daß sie in ihren stimmungsvollen Einzelbildern auf das lebhafteste interessieren."
(Deutscher Reichs-Anzeiger, Berlin.)

Bücher von Ernst Zahn

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 11. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Der Roman weist geradezu glänzende Vorzüge auf, er darf den besten Schöpfungen Roseggers an die Seite gestellt werden." (Fritz Marti im Litterarischen Echo, Berlin.)

„Ein Roman, dessen einzelne Kapitel zumeist dramatisch aufgebaute mächtige Szenen von größter Plastik und Farbenpracht sind. Dem Schauplatz seiner Handlung weiß Zahn alle Schönheiten abzugewinnen. Das Werk verschafft den Genuß und hinterläßt einen Eindruck, den nur echte Dichtung zu erzeugen vermag, hinter deren objektiv hingestellten Gestalten das Innerste und Eigenste des Dichters selbst, das edle Pathos seiner eigenen Seele sich verbirgt." (Neue Zürcher Zeitung.)

„Das Werk eines Dichters und Schilderers, der Leben und Menschen zu malen weiß mit Einfachheit und Treue — und diese beiden Eigenschaften geben dem Talent die Kraft zur wahrhaft künstlerischen Gestaltung."
(Münchener Neueste Nachrichten.)

„Die Geschichte des Erni Behaim ist gut und packend erzählt. Und die Hauptsache, die Menschen, sind wahr und lebendig gezeichnet... So hat Ernst Zahn seinen Landsleuten ein schönes Denkmal gesetzt."
(Blätter für literarische Unterhaltung, Leipzig.)

Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 10. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Zahn ist ein echter Heimatkünstler; daß er aber auch mehr als Heimatkunst versteht, daß er im weitesten Sinne ein Dichter ist, das lehrten uns die „Menschen"." (Basler Anzeiger.)

„Der Verfasser entrollt vor unseren Augen prächtig gewählte und meisterhaft gezeichnete Bilder aus dem Volksleben der deutschen Alpenländer. Er versteht das Interesse des Lesers zu erwecken und zu halten, denn seine Schilderungen tragen den Charakter des Wahren, Wirklichen und Echten; seine Menschen sind nicht künstlich konstruiert, sondern haben Fleisch und Blut, und nichts Menschliches ist ihnen fremd."
(Hamburgischer Correspondent.)

Bücher von Ernst Zahn

Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 18. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Zahn brauchte nichts als diesen Roman geschrieben zu haben, um zu den ganz großen erzählenden Schriftstellern nicht nur der Schweiz, sondern der deutschen Sprache überhaupt gezählt werden zu müssen.“

(Allgemeine Schweizer Zeitung, Basel.)

„Ernst Zahns Hochalpenroman „Herrgottsfäden“, in dem liebliche Idyllik und herbe Tragik hart beieinander wohnen, zeigt die Kunst seiner lebensvollen Natur- und Volksschilderung in schönstem Lichte.“

(Westermanns Monatshefte, Braunschweig.)

„Der kernige Schweizer Dichter bietet hier wieder einen Roman von urwüchsiger Kraft, an dessen Gestalten jeder Kenner der Alpen Freude haben wird. Im Vordergrunde steht der Präses oder Schultheiß eines Hochalpendorfs, der wie ein kleiner König die Geschicke seiner Gemeinde beherrscht und mit grimmer Feindschaft jeden Abfall vom Althergebrachten ahndet. Sein Starrsinn schont selbst das Lebensglück der eigenen Tochter nicht und stachelt den verschmähten Liebhaber zu erbitterter Rache auf. Aber auch den harten Bauernsinn besiegt schließlich „der Liebe Allgewalt“ und schlägt die Brücke der Versöhnung zwischen den feindlichen Parteien. Die Charaktere der sich dramatisch zuspitzenden Erzählung sind mit gewohnter Meisterschaft gezeichnet, und nicht minder bewährt der Verfasser sich wieder als begeisterter Naturschilderer in diesen lebenswahren Bildern aus dem Leben, den Anschauungen und Sitten der Gebirgler.“

(Johanniter-Ordensblatt, Berlin.)

„Ein hoch über das Durchschnittsmaß sich erhebender, in christlich-sittlichem Geist geschriebener Roman, der von dem Lieben und Hassen der Menschen handelt; aber der Herrgott spinnt seine Fäden so ganz anders, so daß alles Hassen unnütz wird und die Pläne von Menschen vereitelt werden. Die in den Alpen spielende Geschichte ist in einer fesselnden, außerordentlich charakteristischen Sprache geschrieben, so daß dieser vortreffliche Roman jedem Gebildeten auf das wärmste empfohlen wird.“ (Theologischer Literatur-Bericht, Gütersloh.)

Bücher von Ernst Zahn

Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.)
8. Tausend. **Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—**

„Mit derber, oft grausamer Wahrhaftigkeit sind die Menschen und ihre Schicksale gezeichnet. Aber zu dem düsteren Schatten fehlt nicht das Licht: welch sittliches Empfinden und welche Kraft, Berglasten von Sorgen zu tragen."

(Deutsche Zeitung, Berlin.)

„Eine Dichtung wie „Der Schatten" wiegt ganze Stöße der modernen neurasthenischen Belletristik mit ihren kraft- und saftlosen, innerlich und äußerlich angefaulten Menschlein auf. „Der Schatten" ist eine an sich einfache Bauerngeschichte, weder kühn und bedeutend in der Konzeption, noch packend durch effektvolle Reizmittel. Was ihr aber das Gepräge der Meisterschaft verleiht, ist die lebensvolle Wahrheit der Charakterzeichnung, die gewaltige Tragik der ihr zugrunde liegenden Handlung und die verblüffende Echtheit der in die Geschichte verflochtenen Persönlichkeiten. Dazu kommt noch die Leuchtkraft der landschaftlichen Bilder, die uns schweizerische Naturschönheiten mit der Kunst eines Böcklin vor Augen stellen. Durch vollendete Technik zeichnen sich auch die Erzählungen „Lentin" und „Das Muttergöttesli" aus."

(Deutscher Hausschatz, Regensburg.)

„Die drei Novellen sind von außerordentlicher Kraft, voll tiefem künstlerischem und sittlichem Ernst und von großer Plastik und Anschaulichkeit in den Schilderungen."

(Allgemeine Zeitung, München.)

„Der dichterischen Entwicklung Ernst Zahns zu folgen ist eine wahre Freude. Wie er einen Stoff ergreift, wie er ihn aufquellen läßt und sichtet, wie er die Zeitmaße handhabt, wie er das Wesentliche eines Milieus herausholt, Natur und Menschen als Einheit sieht, stellt ihn an die Seite der besten deutschen Erzähler." (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

„Hier ist echte Heimatskunst. Man spürt auf jeder Seite den besonderen Hauch des spröden Berglandes, das mit poetischem Glanze verklärt werden kann, wenn ein Dichter es mit treuer Sohnesliebe umfaßt und es den andern zeigt und deutet." (Neue Freie Presse, Wien.)

Bücher von Ernst Zahn

Die Clari-Marie. Roman. (1904.)
17.—18. Tausend. Geh. M 4.—, gebunden M 5.—

„Wir stehen nicht an, Ernst Zahns Buch unmittelbar neben Gustav Frenssens Werke zu stellen, was die Gestaltungskraft, die Fähigkeit, volle Menschen zu bilden, angeht, und stellen es sowohl über „Hilligenlei“ wie über „Jörn Uhl“, was die künstlerische Geschlossenheit, das Ebenmaß des architektonischen Aufbaues angeht.“ (Kölnische Zeitung.)

„Prägnante Charakteristik aller und jeder seiner Figuren, vom behäbigen Dorfpfarrer bis zum ärmsten Halterbub, vor allem der einzelnen Mitglieder der Zieglerschen Familie, die Sattheit der Farben und die bedeutende Stimmungskraft lassen das Werk — zumal Zahn die Geschehnisse seiner Erzählung nicht als naturalistisches Milieuwerk direkt der Natur nachgeschrieben, sondern in künstlerisch fesselnder Weise bisweilen mit einem leichten Schimmer von Romantik verwoben hat — wiederum als eine Dorfgeschichte im großen und besten Stile erscheinen. Eine gediegene epische Vortragsweise, ausgezeichnete landschaftliche Schilderungen, plastische Charakterprägung, gesunde ethische Tendenzen und maßvoller Gebrauch eines stark zum Schriftdeutschen abgemilderten Dialektes — alle diese Vorzüge Zahnscher Erzählungskunst sind auch der Clari-Marie eigen, die dem Dichter in seiner Heimat wie in den reichsdeutschen Landen zu seinen vielen alten Freunden zahlreiche neue gewinnen wird.“ (Leipziger Zeitung.)

„Es ist ein unerbittlicher Realismus, wie man ihn von diesem schweizerischen Erzähler nach den bisherigen Proben seiner Kunst nicht anders erwartet, auch in seinem neuesten Roman, eine außerordentliche Kraft, die man bisweilen fast als Härte empfindet. Aber man spürt doch überall den echten Dichter, in den Schilderungen des gewaltigen landschaftlichen Rahmens, innerhalb dessen seine Gestalten leben und sterben, in den Lebensäußerungen dieser Gestalten, in der Erfindung der Handlung, die nur hie und da an wirkliche Tatsachen und Ereignisse sich anlehnt. Kein Dorfroman und kein Gebirgsroman im engeren Sinne, sondern eine kleine Welt mit allgemein menschlichen Schicksalen, die über die Enge ihres von himmelhohen Bergen umgrenzten Schauplatzes weit hinausreichen.“ (Neue Freie Presse, Wien.)

Bücher von Ernst Zahn

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.)
45. u. 46. Tausend. Geh. M 4.—, gebunden M 5.—

„Zahn schreibt sich nicht aus; dieses neue Buch ist so kraftvoll und gesund wie die früheren. Die ergreifende Geschichte spielt in und um „St. Felix", d. h. Zürich; und die frische Schweizerluft, die alles durchweht, umweht das Haupt des Hochstraßer, des stolzen Bauern, dessen überragende, prachtvolle Gestalt im Mittelpunkt steht. Und zwar ist es die Frage des Vaterrechts gegenüber erwachsenen Kindern, um die sich alles dreht; für Hochstraßer sind auch die erwachsenen Kinder noch gehorsamspflichtig. Er verstößt den liederlichen Jüngsten, aber dessen Braut mit ihrem Kinde nimmt er zu sich. Mehr soll hier nicht gesagt werden, um das schöne Buch, eine ernste Lektüre und ein echtes Dichterwerk, zu charakterisieren und zu empfehlen."

(Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland, Leipzig.)

„Einer Bewertung bedarf dieses Buch nicht. Wer es liest, hat den Künstler über seiner Schöpfung vergessen. Hat überhaupt vergessen, daß er liest. Lebt mitten unter den Menschen des Dorfes, in einer Welt, die uns sonst so meilenfern liegt, über die wir uns zu lächeln gewöhnt haben, und plötzlich empfinden wir alles Menschliche wie sie, spüren jeden Herzschlag im Einklang mit ihnen, und Gut und Böse ihrer Seele ist wie Gut und Böse in der unseren. Das ist wie beim Glockenguß. Der Meister hat die Form zerbrochen. Nun klingt nur noch der Glocke eigenes Erz. Dank deiner schlichten, starken Meisterschaft, Ernst Zahn!"

(Berliner Neueste Nachrichten, Berlin.)

„Wohl die reichste Schöpfung des Verfassers. Die Familiengeschichte, die er behandelt, ist mit solch zwingender Logik und Schärfe gestaltet und entwickelt, daß uns alles darin wie wirkliches Leben anmutet. Lukas Hochstraßer, der starke, klare und gute Mann, ist eine Figur von imposantem Gepräge . . . Die Charakteristik zeigt feste Meisterhand. Die Situationen sind zum Teil von dramatischer Wirkung. Eine Gestalt von der Größe des Helden, der keine Romanfigur ist, sondern ein ganzer, wirklicher Mensch, muß sich dem Leser unverkennbar einprägen." (Sigmund Schott in der Allgem. Zeitung, München.)

Bücher von Ernst Zahn

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. (1908.) 32. Tausend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Der Dichter schildert liebevoll das Geschick kleiner Leute, die im Alltagsleben stehen. Aber diese kleinen Leute tragen ein starkes Herz in der Brust; sie werden ihres Lebens Meister oder nehmen doch den Kampf mit ihm und den feindlichen Mächten in ihrem Innern mutig auf. Die kleinen Erzählungen sind wertvolle Gaben des trefflichen Erzählers und reihen sich den besten Stücken aus den „Helden des Alltags" würdig an. Möge ihm das schöne Buch viele neue Freunde zu den alten hinzuerwerben!" (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

„Man würde Ernst Zahn ein schweres Unrecht tun, wenn man der einen oder der andern der acht Novellen, die der Band mit dem bezeichnenden Gesamttitel umschließt, den Vorzug vor den übrigen geben wollte. Denn alle sind mit der gleichen Liebe und dem gleichen Verständnis für die kleinen Freuden und Schwächen der Menschenseele geschrieben. Auch ihre stilistische Form und die Schilderungen, die sie enthalten, zeigen Ernst Zahn auf der ragenden Höhe seines dichterischen Schaffens. Dieses „Buch von Menschen" ist ein Barren blinkenden Edelmetalls, wie man ihn nur selten in den mächtigen Flözen der modernen Literatur erschürft."
(Neue Hamburger Zeitung.)

„Zahn ist in den Schacht der Volksseele hinabgestiegen und hat Gold mit reinen Händen geschürft. Wie prachtvoll ersteht in „Die Gerechtigkeit der Marianne Demier" die Heldin der Novelle, die aus eigenem Willen heraus zum Höchsten, der Herrschaft über sich selbst, gelangt. Fast allen den Helden und Heldinnen drückt das Schicksal das Stigma des Leids, der Entsagung auf, aber sie zerbrechen nicht — sie erhalten vielmehr etwas von dem Pathos der einsam Dahinziehenden. Die Stunden, die man mit Zahn verbringt, sind wahrhaftig keine verlorenen." (Dresdner Nachrichten.)

„Ein prächtiges Buch. Der Dichter weiß in seiner frischen, fernigen Art immer aufs neue zu packen und zu ergreifen, und kein Leser wird es aus der Hand legen, ohne dem Verfasser für den Genuß zu danken." (Das Immergrün, Stuttgart.)

Bücher von Ernst Zahn

Gesammelte Werke. I. Serie. 10 Bände.

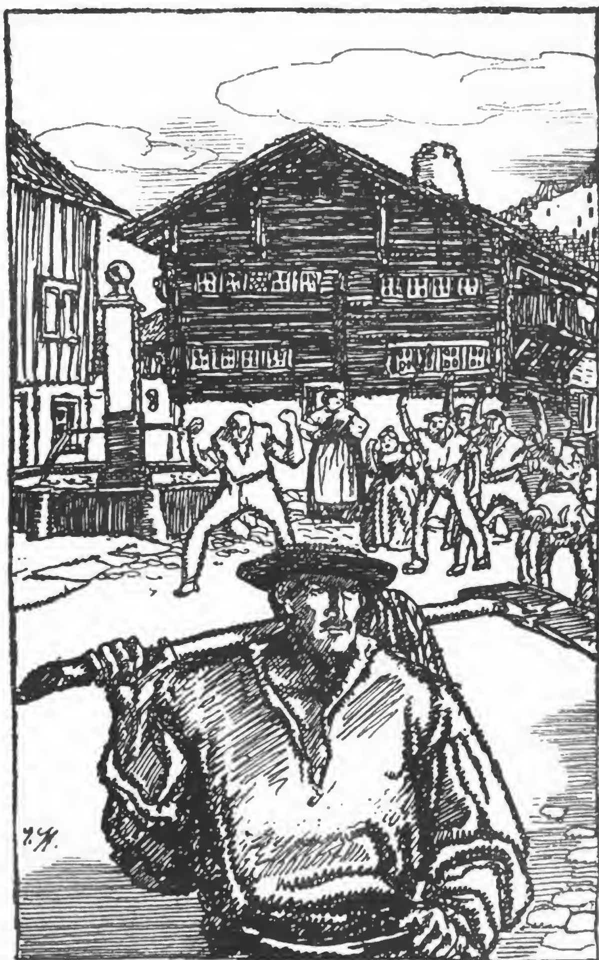
a) Nichtillustrierte Ausgabe. (1909.) Geb. M 25.—

b) Illustrierte Ausgabe. Mit 100 ganzseitigen Abbildungen von Professor Eduard Stiefel in Zürich. (1914.) Gebunden M 30.—

Inhalt: Erni Behaim, Bergvolk, Kämpfe, Herrgottsfäden, Menschen, Schattenhalb, Die Clari-Marie, Helden des Alltags, Lukas Hochstraßers Haus, Firnwind.

„Ein Dichter, der selber seine „Gesammelten Werke“ herausgeben kann, hat die erste Staffel zum künftigen „Klassiker“ erstiegen. Ernst Zahn ist wohl der jüngste unter den Lebenden, der seiner großen Lesergemeinde eine solche Gesamtausgabe darbieten kann, ohne befürchten zu müssen, daß diesen zehn stattlichen Bänden ein geringerer Erfolg beschieden sein werde als den Einzelausgaben. Sind sie doch die Frucht einer stetigen, ernsten und ehrlichen Vor- und Aufwärtsentwicklung und das Zeugnis eines von aller Spekulation auf den Tages- und Massengeschmack wohltuend unabhängigen Künstlerfleißes.“ (Das literarische Echo, Berlin.)

„Da ist Erzählungsliteratur bester Art. Unter den Romanen obenan die grandiosen „Herrgottsfäden“, deren starker dramatischer Pulsschlag auf eine Umdichtung für die Bühne förmlich hinzuweisen scheint; die „Clari-Marie“ in ihrer monumentalen Schlichtheit herben Pflichtgefühls, fragloser Selbstentäußerung; „Lukas Hochstraßers Haus“, ein gestaltenreiches Familienbild, das eine große Verschiedenartigkeit ersichtlich lebenswahrer Typen verkörpert. Absolute Ehrlichkeit und männliche Kraft der Darstellung verleiht allen Dichtungen Zahns ein unverkennbares Wirklichkeitsgepräge. Ein Realist mit einem starken sittlichen Rückgrate, steht er, in natürlichem Maßhalten, unnötigem Hervorheben des Wüsten im Leben ebenso fern wie der „verklärenden“ Beschönigung seiner Menschen. Die Natur, die sie umgibt, drückt ihnen ihr Gepräge auf. Sie sind zumeist streng und hart, großzügig und starrsinnig, willenskräftig und von einer Konzentration, wie sie nur die Einsamkeit und schwerer Lebenskampf zu erzielen vermag. Welche Prachtgestalten beleben die Erzählungen ...“ (Bruno Walden in der Wiener Abendpost.)



Probe-Abbildung aus Ernst Zahns Gesammelten Werken.
Illustrierte Ausgabe.

Bücher von Ernst Zahn

Einsamkeit. Roman. (1909.) 36.—38. Tausend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Das Buch ist reich an packenden Episoden, und die vielen originellen Gestalten, denen wir in dem einsamen Alpendorf begegnen, sind mit der Zahn eigenen kraftvollen Lebensfülle gezeichnet. Von den Lebenden vermag wohl kein anderer uns die Schönheit und Größe der Alpennatur so nahe zu bringen wie er, und gerade dieser Roman bietet unzählige eindrucksvolle, dichterisch geschaute Naturbilder."

(Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

„Neben dem Interessanten der Handlung ist es der dramatisch lebendige Aufbau des Geschehens und vor allem die hellbeleuchtete, scharfumschnittene Plastik der Haupt- und der zahlreichen Nebenfiguren, durch die das Buch sein besonderes Gepräge erhält, während zugleich der reine, starke Gehalt und tiefe Ernst seines sittlichen Charakters es über den zufälligen Kreis der Anschauungen, in dem seine Geschichte sich abspielt, hinaus zu allgemein menschlicher Bedeutung erheben. Es ist ein Buch, das, auf tiefen Wegen aus dem Leben kommend, seinen tiefen Eindruck im Leser hinterläßt, und es sollte nicht wundernehmen, wenn es denjenigen Werken Ernst Zahns sich anschließen sollte, die sich der besondersten Beliebtheit im Publikum erfreuen." (Die Zeit, Wien.)

„Der Typus des Pastorenromans, der trotz des tiefinnerlichen Problems reich an dramatischer und charakteristischer Handlung ist. Zahn hat auch in dieser Erzählung einen lebenswahren Ton angeschlagen; seine psychologische Beobachtung und spannende Darstellung gehen Hand in Hand, um uns mit Anteil für die Geschichte des jungen Pfarrers zu erfüllen. Der tiefe, von allem Moralisieren freie Gehalt des Buches und die künstlerische Vollendung erheben auch dieses Werk Ernst Zahns zu einer hervorragend dichterischen Leistung."

(Straßburger Post.)

„Zahn ist vollkommen Herr seines Stoffes. Auch hier ist „die feine, unaufdringliche Art, durch seelenvolle Schilderung der Landschaft das Drama der nachfolgenden Handlung einzuleiten", zu bemerken. Bewunderungswürdig ist aber auch die Technik." (Schlesische Zeitung, Breslau.)

Bücher von Ernst Zahn

Gedichte. (1910.) 1.—5. Tausend.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Welch eine reichbegabte Natur spricht aus den vorliegenden Gedichten! Welch vielseitige künstlerische Befähigung zeigen die kleinen Lieder ebenso wie die größeren Balladen und ähnliche Stücke! Sie haben ein so zartes, inniges, fast möchte man sagen musikalisches Element, daß ihre Akkorde noch lange im Innern nachhallen." (Deutsche Warte, Berlin.)

„Wer Ernst Zahn nicht aus seinen Romanen kennt, der lernt ihn in seinen Gedichten kennen. Ein dünner Band nur ist es, aber der ganze Mann spricht aus ihnen. So wie in seinen Prosaschriften greift er auch durch eine stille, gehaltene Kraft, durch eine schlichte Innigkeit der Empfindung, die alle hochtrabenden Worte verschmäht, an das Herz des Lesers."
(Vossische Zeitung, Berlin.)

Die Frauen von Tannò. Roman. (1911.)
26.—28. Tausend. Geh. M 4.—, gebunden M 5.—

„Wiederum hat Ernst Zahn ein Tal seiner Heimat geschildert wie schon oft: mit bedächtiger Treue und sicherem Blick für alles Zuständliche dieser schweren und stillen Menschen. Er erscheint uns Reichsdeutschen als ein rechter Vertreter schweizerischer Volksart und als eine der wohltuendsten Erscheinungen im gesamtdeutschen Erzählerkreise, in dem es wohl eine Menge Literaten und literarischer Talente, aber leider wenig zielsichere und in sich ruhende Persönlichkeiten vom Schlage Zahns gibt." (Frankfurter Zeitung.)

„Es ist gerade in unserer Zeit der schwankenden moralischen Werte besonders trostreich, wenn in einem echten Künstler das ethische Empfinden so stark und so ausgesprochen männlich waltet wie in Ernst Zahn. Der Schweizer Dichter, der ja glücklicherweise auch bei uns eine große und treue Lesergemeinde hat, wächst sich immer mehr zu einem Erzieher seines Volkes heraus. Dieser Roman des Verfassers, der vielleicht den stärksten ethischen Gehalt von allen birgt, ist aber gleichzeitig von solcher künstlerischen Reinheit, daß man ihn als ein edles Meisterwerk einer im höchsten Sinne des Wortes volkstümlichen Epik begrüßen darf." (Der Türmer, Stuttgart.)

Bücher von Ernst Zahn

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman.
(1913.) 21.—25. Tausend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Zahns hohe, reife Weltklugheit hat im „Apotheker von Klein-Weltwil" einen Höhepunkt erreicht. Hier, noch mehr als in allen vorausgegangenen Werken, stellt die klare, treffsichere Ausdrucksweise des Dichters, die sich nie in einem Wort vergreift, ein Lebensbild vor uns hin, wie es lebendiger, buntschillernder und realistischer nicht gedacht werden kann."
(Fränkischer Kurier, Nürnberg.)

„Es liegt Reife und Abgeklärtheit in der ruhig klaren Schilderung der verschiedenen Gruppen aus Klein-Weltwil, die des Apothekers Beobachtungen zu einem wohlabgerundeten Ganzen verbinden. Dennoch fehlt es nicht an stellenweise lebendig anschwellenden, ja selbst dramatischen Momenten, wie z. B. in der Streikszene oder in der Darstellung des Seelenkampfes des sterbenden Dekans. „Der Apotheker von Klein-Weltwil" darf wohl zu den besseren, ja vielleicht den besten Romanen des letzten Jahres gezählt werden. Man wird dies Buch nicht nur einmal lesen, sondern öfters danach greifen und sich all des fein Psychologischen und der sittlichen Reinheit freuen, die ihm eigen sind." (Der alte Glaube, Kassel.)

„Zahn hat in diesem Buch, dessen Handlung nicht an die Person eines handelnden und zielgebenden Helden geknüpft ist, künstlerische Einzelzüge von stärkerer Linienführung angebracht als in seinen bekannten und wohl auch bekannter bleibenden großen Romanen. In diesem Sinne ist diese neue Geschichte entschieden eine Entwicklung zu höheren Zielen. Sie ist absichtsloser, weniger auf Pathos gearbeitet und differenzierter in der Führung des Themas. Ein wenig persönliche Bitterkeit ist zweifellos hineingeflossen, hat wohl auch das Leitmotiv vom Neid zum Klingen gebracht, aber das verschlägt nichts, da daraus ein Buch geworden ist, in dem man den Verfasser wieder an nach innen gewendeter Arbeit sieht."
(Der Bund, Bern.)

„Ein Roman, der sich vor den früheren des Dichters durch seine Fülle und Tiefe auszeichnet. ... Sicher hat Zahn kein Buch geschrieben, das reicher wäre." (Hochland, München.)


Princeton University Library
32101 069174538